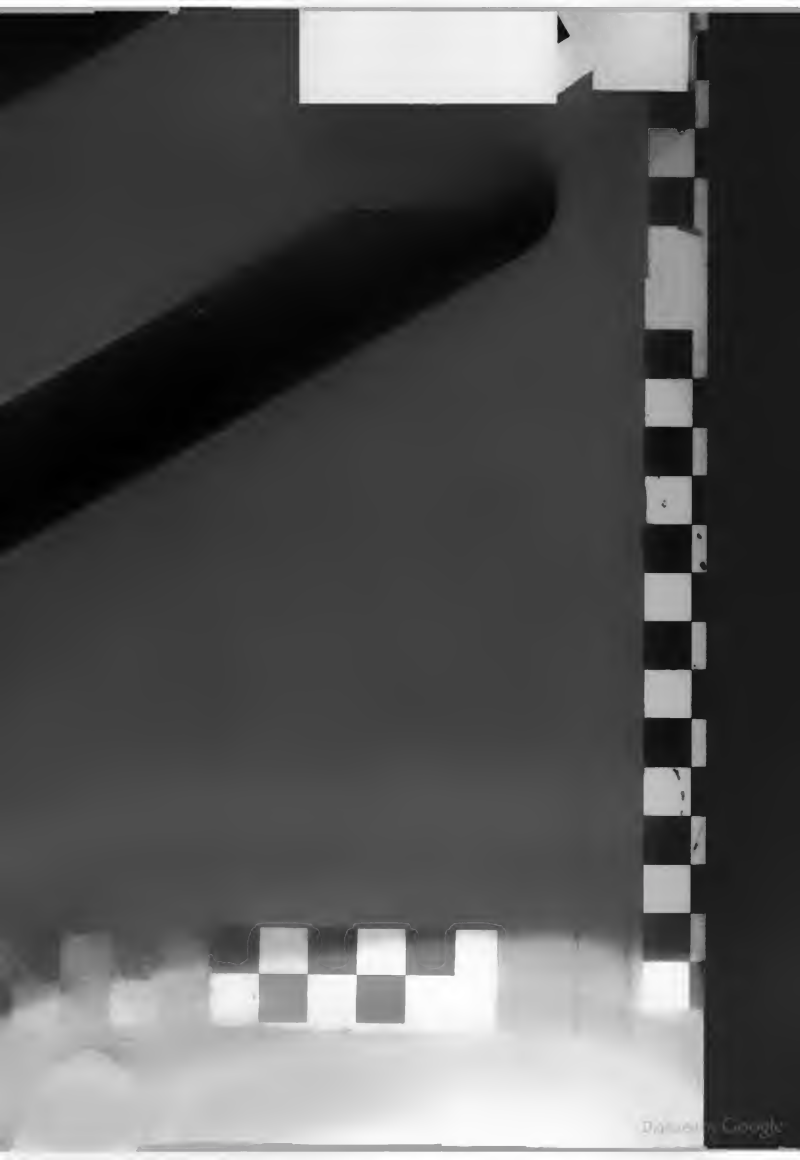
ZUM VOCALISMUS DER SCHLESISCHEN MUNDART: EIN BEITRAG ZUR...

Gustav Waniek

Digitized by Google



Zum

Vocalismus der schlesischen Mundart.

Ein Beitrag

zur deutschen Dialektforschung

von

Gustav Waniek.

Bielitz 1880.
Im Commissionsverlag von W. Fröhlich.
Druck von Eduard Klimek.

Digitized by Google

In compliance with current
copyright law, LBS Archival
Products produced this
replacement volume on paper
that meets the ANSI Standard
Z39.48-1984 to replace the
irreparably deteriorated original.

1987

Digitized by Google

PF5056
W36
1880a
MAIN

§ 1. Einleitung. Die germanistische Section der Philologen-Versammlung zu Trier hat im vorigen Jahre über Vortrag und Antrag Wegeners eine Reihe Thesen angenommen, welche geeignet sind, der deutschen Dialektforschung durch Anweisung einer zielbewussteren Methode grössere Consolidierung zu geben und sie nach und nach in den schon von J. Grimm erwünschten Dienst der allgemeinen Sprachgeschichte zu stellen. *) Die vorstehende Abhandlung hatte im Wesentlichen bereits ihre Gestaltung erhalten, als mir jene Thesen bekannt wurden, trotzdem kann sie als der erste Versuch betrachtet werden, eine dialektische Aufgabe im Sinne und Geiste jener Beschlüsse zu lösen.

Wenn ich auch in manchen Einzelheiten, durch Aufstellung eines vierten Vocaltypus, durch Erörterung einiger anderer principieller Fragen wie z. B. die Natur der echten Diphthonge betreffend, endlich durch einige in der besonderen Natur meiner Aufgabe begründete Abweichungen meine eigenen Wege gegangen bin, wenn ich ferner meine Arbeit aus äusseren Rücksichten zunächst nur auf die Vocale, in denen ja das elementare Leben der Sprache wurzelt, beschränken musste und daher auch nicht alle zur vollständigen Erkenntnis einer Mundart nötigen Betrachtungen ins Auge fassen konnte, so hoffe ich um so mehr dem zukünftigen Grammatiker des Schlesischen einen, wenn auch geringen Beitrag geliefert zu haben, als ich der Hauptsache nach, — durch genauere lautphysiologische Beschreibung der Vocale, durch Erörterung der Accent – Quantitäts —und musikalischen Verhältnisse, durch das Fortschreiten von der älteren Lautform zur jüngeren (im etymologischen Theile), den in jenen Thesen ausgesprochenen Forderungen aus voller Ueberzeugung nachzukommen bestrebt war. Gewiss wird die Grammatik keiner deutschen Mundart mehr Specialforschungen bedürfen als die der schlesischen, weil auch keine andre so bedeutenden und eigentümlichen Schwierigkeiten begegnet. Während wir es im Alemannischen, Bairischen und allen übrigen Hauptmundarten von autochthonischer Ursprünglichkeit mit organisch zusammenhangenden Sprachindividuen zu thun haben, die auf gemeinsamem Boden

*) Vortrag und Thesen sind abgedruckt in Zeitschrift für deutsche Phil. XI. Bd. 4., pag. 450 ff.

Digitized by Google

unter ähnlichen Bedingungen ihre jahrhundertelange Entwickelung durchgemacht haben, fehlt bei Erforschung der schlesischen Mundart jene gemeinsame Grundlage gänzlich, denn das von Slaven bewohnte Colonialland Schlesien hat sich seit dem zwölften Jahrhunderte beinahe aus allen Gauen Mittel- und Norddeutschlands bevölkert, und wenn die deutschen Mundarten dieses Landes heute bereits auch so viel Gemeinsames und ihnen allein Eigentümliches haben, dass man sie mit vollem Rechte als eine Hauptmundart auffassen und den übrigen autochthonischen coordinieren kann, so gibt es trotzdem hier mehr als anderwärts viel Verschiedenartiges und Individuelles, was besonders bei einem genetisch-historischen Versuche der Forschung hemmend entgegen tritt. Eine auf den neueren Forschungen beruhende Grammatik der schlesischen Mundart ist aber trotz Weinhold's „deutscher Dialektforschung" *) ein unabweisbares Bedürfnis; denn wiewohl diese verdienstvolle Arbeit, abgesehen von ihrer eminenten historischen Bedeutung, noch heute Jenen als Wegweiser und Berater dienen kann, welchen bei ihrer eingehenderen Beschäftigung mit einer schlesischen Localmundart der das ganze schlesische Sprachgebiet umfassende Blick abgeht, kann sie seit dem neueren Aufschwunge der Lautphysiologie doch nicht mehr als allseitig befriedigende Quelle für die Laute der schlesischen Mundart angesehen werden, zumal der Verfasser nach eigener Angabe (Einl. p. 4) das Meiste nur schriftlichen Mittheilungen entnehmen konnte.

I. Der Sprachbezirk.

§ 2. Geographisches. Das deutsche Sprachgebiet, um welches es sich in vorliegender Arbeit handelt, ist der östlichste Theil von österr. Schlesien und der westlichste von Galizien. Die natürlichen Grenzen dieses Territoriums sind im Westen und Norden die Weichsel, im Osten die in die Weichsel mündende Sola und im Süden der Nordabhang der Beskiden; in der Mitte dieses kleinen Abschnittes deutschen Landes fliesst die Biala, welche in den Beskiden entspringt, die Grenze zwischen Schlesien und Galizien bildet und nordwärts in die Weichsel fliesst. An diesem Grenzflüsschen liegen die beiden Städte: Bielitz, in Schlesien und Biala, in Galizien; sie bilden mit ihrer echt deutschen Bevölkerung das Centrum einer deutschen Colonie, von der sich der südlichste Vorschub in der mitten im Gebirge liegenden Gemeinde Bistrai befindet. In weiterer Folge liegen nach Norden, am Abhange der Beskiden und zwar auf schlesischer Seite, die deutschen Dörfer: Nikelsdorf, Ohlisch, Kamitz, Alexanderfeld, nördlich von Bielitz und der Reichsstrasse, zwischen der Biala und ihrem Zuflusse Rudawka: Deutsch-Batzdorf, Alt-Bielitz und Lobnitz, zwischen Rudawka und dem Heinzendorfer Bache: Ober-Kurzwald, der am weitesten nach Nord-West vorgeschobene Posten. Minder zusammenhängend sind die deutschen Orte zwischen Biala und Sola, auf galizischer Seite. In

*) Karl Weinhold: „Ueber deutsche Dialektforschung". Die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart. Wien 1853.

Digitized by Google

einem Seitenthale der Biala (Authal) zieht sich von der Stadt in einer Länge von ungefähr fünf Kilometer bis an den Kozyer Wald das deutsche Kunzdorf (alt: Cuntzendorf) heute gemeiniglich Lipnik genannt; nördlich von demselben, getrennt durch die Lipniker Anhöhe, das Ritterschaftthal und die Alzner Höhe, liegt Alzen; von den übrigen zerstreuten deutschen Bewohnern ist nur das ethnographisch völlig isolierte Willamowitz (Wilhelmsau, Wilmowitz) nennenswert.

§ 3. Geschichtliches. Schon im 13. Jahrhundert erscheint dieses Land colonisiert. Der Ortschaft Alt-Bielitz wird in einer Urkunde Meskos I. von Teschen vom 3. Juni 1312 zum ersten Male Erwähnung gethan; der Herzog ertheilt hierin, „sehend den mangel vnsrer trewen Burger zur Bilitz, welchen sie des Holtses halben leiden," den unverhauenen Wald bei Nikelsdorf bis zu den Grenzen des Dorfes Kamnitz.

Aber auch der westliche Theil von Galizien hatte damals bereits deutsche Colonisten aufgenommen, welche inmitten der polnischen Bevölkerung durch rationelle Landwirtschaft, Gewerbe und Handel zur Hebung des Landes beigetragen haben. Das deutsche Coloniegebiet erstreckte sich damals noch weiter gegen Norden und Osten, jenseits der Sola: schon im 13. Jahrhundert erscheinen die Städte Zator und Kenty mit deutschem Rechte ausgestattet, und wenn dieser Umstand auch nicht in allen Fällen auf deutsche Bevölkerung hinweist, so berichtet doch die Tradition noch heute von deutschen Ansiedelungen zwischen der Sola und Skawa und Ortsnamen wie Inwald u. a. bestätigen diese Kunde. Wie in ganz Schlesien und im Herzogtum Krakau wurden auch in die Kastellatur Auschwitz in jener Zeit zahlreiche deutsche Colonieen aufgenommen. *)

Freilich sind die meisten jener deutschen, gegen die Sola gelegenen Ansiedelungen heute bereits verschwunden, so dass unter dem Volke kaum noch die deutschen Namen für jene Ortschaften bekannt sind; so haben Dresseldorf, Seybersdorf, Schreibersdorf, Altdorf u. a., welche heute unter dem Volke fast nur unter den Namen: Straconka, Kozy, Pisarzowic und Starawieś bekannt sind, ausschliesslich polnische Bevölkerung.

So sicher beglaubigt nun auch die uralte Colonisierung unsrer Gegend ist, so fehlt es doch vollständig an historischen Zeugnissen über die Herkunft der Eingewanderten; selbst über die Frage, ob der Sprachenbezirk durch einen einzigen Schub bevölkert worden, oder ob wir es mit Zuzügen aus verschiedenen Gegenden und verschiedenen Jahrhunderten zu thun haben, mangelt jedes sichere historische Zeugnis. Mit Recht weist Biermann, der die genaueste und umfassendste Kenntnis des einschlägigen Quellenmateriales besitzt, (a. o. O. p. 106), darauf hin, dass für diese Fragen die hierortigen Mundarten die einzigen Anhaltspunkte bieten. Freilich nur Anhaltspunkte, denn auf Beweise, die in allen Punkten unbezweifelbar dastehen, wird man, wenigstens bei dem gegenwärtigen Stande der Dialektforschung, billig verzichten müssen. Da die gegenwärtige Abhandlung nicht dem local-geschichtlichen Interesse zu dienen bestimmt ist, der geschichtliche Abriss daher nur den Zweck der Information hat, so will ich, ohne specielleres, methodisches Eingehen auf diese historischen Fragen

*) Cf. Biermann Gottl. „Geschichte des Herzogtums Teschen." Teschen 1863 pag. 107.

Digitized by Google

nur in Kürze mit einigen Gründen erhärten, was sich mir nach jahrelangen Untersuchungen und Erwägungen auf Grund der hiesigen Dialekte als mehr oder minder sichere Ueberzeugung aufgedrängt hat.

Die Ortschaften, welche in der Peripherie des oben beschriebenen Sprachgebietes liegen, das obere, gegen die Kozyer Grenze liegende Kunzendorf, ferner Alzen, Lobnitz, Ober-Kurzwald und Bistrai zeigen entschieden eine gemeinsame Grundlage der lautlichen Verhältnisse ihrer Mundart, wenn sich auch im Einzelnen, wie ich vermute, hauptsächlich unter dem Einfluse des verschiedenen Redetempos hinsichtlich der Klangfarbe mancher Vocale, hinsichtlich einzelner Diphthongierungen im Laufe der Zeit mancherlei Differenzen entwickelt haben; der Consonantismus unterscheidet sich in diesen Localen nur insofern, als er verschiedenen Graden der Mouillierung unterlegen ist. Dagegen ist die Mundart in Biala, Bielitz und zum Theil in den unmittelbar angrenzenden Dörfern Alt-Bielitz, Unter-Kunzendorf etc. keine organische Einheit. Wir wollen sie der Kürze halber als „Städtische Mundart" bezeichnen, wiewohl man unter diesem Ausdrucke gewöhnlich eine unter dem Einflusse der Schriftsprache in den Städten modificierte Mundart versteht. Die dialektische Analyse unsrer Stadtmundart ergibt aber, dass dieselbe aus drei verschiedenen Faktoren zusammengesetzt ist: aus einem ältern, jenen dörfischen Mundarten gemeinsamem Lautstande und zwei jüngeren sprachlichen Elementen, welche die ursprüngliche organische Einheit und Zusammengehörigkeit der Mundart gestört haben. Unter diesen beiden jüngern Bestandtheilen haben wir zunächst die mächtige Einwirkung der Schriftsprache hervorzuheben; sie ist in den Städten selbstverständlich eingreifender als auf dem Lande und auch hier bei einzelnen Individuen verschieden, je nach Alter und Bildung. Daneben erscheinen nun aber auch vocalische Eigentümlichkeiten, die auf andre dialektische Einwirkungen hinweisen und so bedeutend sind, dass die Mundart selbst dort, wo kein bedeutenderer Einfluss der Schriftsprache angenommen werden kann, durch dieselben ein ganz eigentümliches, vom echten dörfischen Dialekte verschiedenes Gepräge erhält. Hier nur der instructivste Fall: Die echte dörfische Mundart scheidet auf das strengste altes ei = nhd. ei und altes î = nhd. ei. Für jenes steht regelmässig âe^{1}, ein langer A- mit einem kurzen E-Laut diphthongisch verbunden (vrgl. § 11.); für jenes: e^{2}i d. h. ein in seinen Componenten gleichwertiger Diphthong, bestehend aus einem unten näher zu bezeichnenden breiten e und einem i; also: štâe^{1}n = mhd. stein = nhd. Stein aber: ze^{2}it = mhd. zît = nhd. Zeit. In der städtischen Mundart und in dem von ihr beherrschten Landbezirk ist zunächst unter dem Einflusse der Schriftsprache die streng historische Scheidung ganz aufgehoben; das unterschiedslose bairisch-österreichische ei — in der Artikulation der Schriftssprache — ist in vielen Wörtern regellos sowohl für altes ei wie für altes î eingetreten. Daneben tritt aber auch parallel mit dem echt dörfischen âe^{1} ein breites ê (ê^{2}) auf, welches sich, im Zusammenhange mit den andern lautlichen Erscheinungen betrachtet, unmöglich als Weiterentwickelung des alten âe^{1} darstellen lässt, sondern offenbar ein neuerer Eindringling ist. So z. B. nê^{2}g f. Neige = mhd. neige, ê^{2}mer m. Eimer, bekle^{2}tt bekleidet, zwê^{2} zwei, nê^{2} nein, we^{2}ssa Weizen etc., neben den entsprechenden echt dörfischen Formen mit âe^{1} und den neuhochdeutschen mit ei; so sagt selbst der Bielitz-

Digitized by Google

Bialaer Gebildete: m ê² s = mhd. meise, parus, während die Dörfer nur mâe's aufweisen.

Hieraus geht wohl mit ziemlicher Sicherheit hervor, dass der gesammte, oben beschriebene Sprachenbezirk vor Alters, jedenfalls schon im 13. Jahrhundert von einem ethnographisch zusammengehörigen Völkerzug colonisiert wurde, dass sich dann aber später ein Nachzug in die Städte und nächste Umgebung gedrängt hat, welcher bedeutend genug gewesen sein musste, die bestehende Mundart, wenn auch nicht in ihrem festen Consonantismus, so doch in der viel weniger zähen vocalischen Eigentümlichkeit zu modificieren.

Für diese zweite Einwanderung haben wir aber auch ein historisches Zeugnis. Eine im Jahre 1766 verfasste Kirchenchronik der evangelischen Gemeinde zu Biala erzählt von einer aus Schlesien anno 1652 stattgefundenen Einwanderung vieler „evangelischer und calwinischer Familien, die sich nach Pohlen begeben, um daselbsten ihr Fortkommen zu finden. Was nun Bauersleute waren, die hatten sich theils in Kunzdorf oder Lipnik, theils in der Nachbarschaft niedergelassen", die Professionisten aber wären wegen der bequemen Lage am Flusse in dem damals noch nicht zu einer Stadt entwickelten Beela (Biala) geblieben, bauten sich unter der damaligen Herrschaft Schutz und Beistand Häuser und trieben ihre Profession. *) So viel Falsches diese Chronik auch in anderen, hier nicht reproducierten Theilen hat, so wenig sie ferner durch ihr Alter wie durch den Umstand, dass sie eine Tendenzschrift ist, an und für sich auf historische Glaubwürdigkeit Anspruch machen kann, so muss ihre Angabe der Hauptsache nach um so mehr als zutreffend bezeichnet werden, als alle innern Gründe für die Richtigkeit derselben sprechen. Die Gegenreformation wurde ja nach dem westphälischen Frieden in den schlesischen Erbfürstentümern eifriger als sonst betrieben. War auch den Protestanten Schlesiens zugestanden worden, dass sie ihrer Religion wegen zur Auswanderung nicht gezwungen werden sollten und dass sie in den benachbarten Orten ausserhalb des Territoriums den evangelischen Gottesdienst besuchen dürfen, so ist das geringe Mass religiöser Freiheit schon allein ein hinreichender Erklärungsgrund für die zahlreichen Auswanderungen, welche nach den verschiedenen Gegenden Polens gerichtet waren. Wie in dem benachbarten Teschener Gebiet unter der Regierung der Herzogin Elisabet Lukretia waren aber auch in dem übrigen Schlesien auf Anregung der kaiserlichen Regierung directe Verfolgungen ins Werk gesetzt worden; kein Wunder also, dass das nahe Grenzland mit seiner sprach- und religionsverwandten Einwohnerschaft diese Schlesier zu massenhaften Ansiedelungen lockte; bestand doch in Kunzendorf damals nachweisbar eine seit der Protektion des freisinnigen Stefan Batori ins Leben gerufene protestantische Gemeinde, **) welche in dem Wechsel der Zeiten und Richtungen nicht nur ihr Dasein, sondern auch ihre feste Organisation erhalten hatte.

Der vocalische Charakter der städtischen Mundart gibt uns nun aber auch eine Handhabe, die Heimat jener Einwanderer des 17.

*) Vollständiger mitgetheilt bei: Kolatschek Jul. „Geschichte der evangelischen Gemeinde zu Biala in Galizien". Teschen 1860. Pag. 1 ff, wo (pag. 9) der Chronik ebenfalls eine geschichtliche Bedeutung beigelegt wird.

**) Kolatschek a. o. O. pag. 6.

Digitized by Google

Jahrhunderts genauer zu bestimmen. Die auffallenderen Lauteigentümlichkeiten derselben sind: 1) á für ou (ú): rách = Rauch ága = Augen. 2) Das häufige e für i. 3) é für i : tésch = Tisch. 4) é in Contractionen : trén = tragen, trét = trägt. 5) O für U, golda, Gulden, sopp. f. Suppe etc., motter f. Mutter u. A. m. Diese und andre Erscheinungen, durch welche sich die städtische Mundart von der Dörfischen unterscheidet, lassen sich nun nicht leicht auf den Einfluss der uhd. Schriftsprache zurückführen; im Zusammenhange betrachtet weisen sie vielmehr auf die schlesische Mundart der Grafschaft Glatz hin, woher denn auch jene Einwanderungen des XVII. Jahrhunderts gekommen sein mögen. *) (Vergleiche auch: Weinhold: Dialektforschung pag. 28, 31, 35, 36, 49 etc).

Weit schwieriger und wichtiger ist die Frage nach dem Ursprunge der älteren Colonieschichte. Eine Vergleichung der Mundart mit derjenigen der Zipser und der Siebenbürger-Sachsen ergibt allerdings eine grosse Aehnlichkeit in den lautlichen Erscheinungen, besonders hinsichtlich des Vocalismus. Trotzdem kann man die ursprüngliche Zusammengehörigkeit dieser Volksmassen hieraus nicht ohne weiters folgern, weil denn doch einige Localmundarten der Zips und insbesondre Siebenbürgens bedeutend mehr niederdeutsche Elemente aufweisen und es kaum thunlich ist, diese Differenzen mit einer späteren Beeinflussung unsrer Mundart durch das Ober- und Mitteldeutsche zu erklären. Der sprachliche Unterschied liegt vielmehr darin begründet, dass unseren Colonieen jene ältere Schichte fehlt, welche um die Mitte des XII. Jahrhunderts durch eine von dem westlichen Niederdeutschland ausgehende Völkerbewegung geschaffen wurde. Diese sogenannte flandrische Colonisation, welche vielen Gegenden Ost-Deutschlands ein neues Culturgepräge verliehen und sich bis nach Ost-Ungarn und Siebenbürgen erstreckt hat, musste unsre Gegenden offenbar unberührt gelassen haben.

Um die Mitte des XII. Jahrhunderts hatte aber das Colonisationsbedürfnis der Elblande in dem thüringisch-meissnisch-sächsischen Lande Ansiedler aus fast allen Gegenden Mittel- und Norddeutschlands, besonders aus den Rheinlanden angelockt und dadurch eine solche Dichte der Bevölkerung verursacht, dass dieses so colonisierte Land ein Jahrhundert später wiederum als Mutterland Colonien an die östlicheren Gegenden, an Schlesien, Polen, Ungarn abgeben konnte.**) Diese mitteldeutsche Colonistenbewegung, welche sich von der flandrischen durch grössere Geschlossenheit und Massenhaftigkeit auszeichnete, muss auch unser Territorium zwischen Weichsel, Sola und den Beskiden im XIII. Jahrhundert bevölkert haben, zu derselben

*) Eine zufällig aufgefundene Bibel scheint dies zu bestätigen. Im Thomann'schen Hause, Lipnik Nr. 9 fand ich eine Ausgabe der lutherischen Bibelübersetzung vom Jahre 1535 (gedruckt durch Hans Lufft in Wittemberg). Nach der Vorrede zum Buche Salomo hat ein gewisser Jacobus Durclius zu Ehren Gedächtnis aufgeschrieben, dass er 28. Aprilis anno 1665 vor einen Kirchschreiber in Kuntzendorf angenommen worden. Nach dem Namen und den übrigen Zeilen zu schliessen, ist er einer jener Einwandrer. An einer andern Stelle nennt sich mit älterer Schrift, das Jahr ist abgeschnitten, ein Franciscus Hetz aus Ullersdorf. Die Bibel war also von Ullersdorf nach Kunzendorf gewandert. Neben einigen andern Orten dieses Namens gibt es nun auch ein Ullersdorf in der Nähe von Glatz, zwischen Glatz und Landeck.

**) Vergleiche die vortreffliche Schrift: „Zur Geschichte des deutschen Volkstums im Karpatenlande von Dr. F. Krones. Universitätsschrift. Graz 1878.

Digitized by Google

Zeit, als sie sich auch nach Ungarn und Siebenbürgen wandte und dort stellenweise der älteren flandrischen Bevölkerung assimilierte. Sie begründet überall, wohin sie sich erstreckt, das Entstehen der schlesischen Mundart, eines neueren Sprachidioms, welches in den einzelnen Elementen die grösste Mannigfaltigkeit zeigt, aber in der Form der Verbindung dieser oft heterogenen Bestandtheile zu einem geschlossenen Sprachkörper, ferner in Accent und Quantität, besonders aber in dem gleichen Princip, nach welchem die überkommenen lautlichen Erscheinungen verwandelt werden, eine einheitliche Gestaltung erhält. *)

Schon die literarischen Denkmäler Schlesiens aus dem Mittelalter weisen darauf hin, dass unter allen autochthonischen Mundarten das Fränkische zur Constituierung des Schlesischen das Meiste beigetragen habe. Rückert hat in seinem „Entwurf" auch auf diese Verwandtschaft in den einzelnen Fällen hingewiesen. **) Für unsre Mundart scheint aber die Thatsache von massgebendem Belange zu sein, dass die Vocalverschiebung des â unter allen Vocalveränderungen am weitesten fortgeschritten ist, was auf eine schon frühzeitige Abweichung des â nach der U-Reihe deutet. Unter den hier in Betracht kommenden Mundarten sind es nun die nördlichen Fränkischen, welche diese Wandlung urkundlich zuerst aufweisen, während das Meissnische, Oster- und Voigtländische so wie das Thüringische das reine â noch zwei Jahrhunderte lang aufrecht erhalten. ***) Einige Archaismen unsrer Mundart geben uns weiter die Handhabe, das fränkische Gebiet, aus welchem der Haupttheil unsrer Colonisten stammt, noch genauer zu bestimmen. Ohne hier auf die Eigentümlichkeiten unsres Consonantismus näher einzugehen, sei nur bemerkt, dass sich die Dentalreihe durchaus auf hochdeutscher Lautverschiebungsstufe befindet. Trotzdem kann man bei einzelnen Worten und zwar auch nur von älteren, urwüchsigen Personen statt des z die unverschobene Tenuis t hören. Ganz allgemein ist etta = städt. iezunt = jetzt, aber auch do²t und det wird gehört (niemals o²llet); ferner heisst es im perf. der 1. schwachen Conjugation zwar immer s o² t z t, das part. perf. kommt aber auch vereinzelt in der Form g e s o² t t vor. Kann man nun auch im Allgemeinen auf derartige versprengte Formen wenig Gewicht legen, so sind dieselben in unsrer Mundart doch von besonderer Bedeutung, weil diese Spuren des niederdeutschen Consonantismus, besonders in der Dentalreihe, bei der geographischen Abgeschlossenheit unsres Gebietes auf keinem Wege von aussen hinzu gekommen sein können, und daher als Zeugnisse für den ursprünglichen Zusammenhang der Mundart mit dem Niederdeutschen gelten müssen. Die Erscheinung aber, dass die Dentalteunis überall zu z verschoben ist, mit Ausnahme der neutralen t in wat (it, allet) dit, ferner im perf. und part. perf. der 1. schwachen Conjugation, hat Braune als ein wesentliches Unterscheidungsmoment

*) Eine allgemeine Charakteristik der schlesischen Mundart in Bd. I. der neuen Folge der schlesischen Provincialblätter 1862, hrg. von Theodor Oelsner., pag. 421—424: „Schlesien in sprachlicher Hinsicht" v. K. Weinhold.

**) H. Rückert: Entwurf einer systematischen Darstellung der schlesischen Mundart im Mittelalter. Herausgegeben von Paul Pietsch, Paderborn 1878, pag. 27, 29, 39, 69, 89, 90 fg. u. A.

***) Rückert a. o. O. p. 40, Sievers Hpt. Ztschr. XVII. 387.

Digitized by Google

des Mittelfränkischen nachgewiesen. *) Das Gebiet desselben erstreckt sich ungefähr von der Mosel und Lahn bis gegen Düsseldorf und gegen Westen bis zur Maass hin. Diese Reste der niederdeutschen Lautstufe unterscheiden das Mittelfränkische ebenso scharf von dem Südfränkischen, wie das sonst durchgedrungene hochdeutsche z, resp. s, von dem nördlich und westlich sich anschliessenden Niederfränkisch; ja noch heute steht, — wie aus Firmenich (Bd. 1) zu ersehen ist, — abgesehen von jüngeren Einflüssen der Lautstand des Mittelfränkischen im wesentlichen auf jener alten Lautstufe. Die Einflüsse andrer Mundarten sind aber zu stark, der innige Zusammenhang mit anderen schlesischen Idiomen zu augenfällig, als dass man eine directe Wanderung dieser Rheinländer in unsre Gegenden annehmen könnte; offenbar musste der mitteldeutschen Wanderung eine Periode der sprachlichen Assimilierung vorangegangen sein.

Fassen wir nun die für die mundartlichen Fragen wichtigen geschichtlichen Momente unsrer Colonieen zusammen, so scheint etwa Folgendes als wahrscheinlich hervorzugehen: Der Hauptbestandtheil unsrer Bevölkerung sind Rheinländer; um die Mitte des XII. Jahrhunderts waren sie aus ihrer Heimat ausgewandert und hatten sich zunächst in den Elblanden festgesetzt, wo sich ihre Sprache durch Assimilierung an andre Mundarten mannigfach modificierte und zu einer specifisch mitteldeutschen, resp. schlesischen entwickelte. Bei der allgemeinen mitteldeutschen Massenwanderung hat sich ein Schub mit sprachlicher Einheit in unser Gebiet, zwischen Weichsel, Sola und Beskiden niedergelassen und hier, rings umgeben von slavischer Bevölkerung, seine Sprache bei mannigfacher localer Differenzierung rein und unverfälscht erhalten, bis im Jahre 1652 eine zweite, wenn auch nur familienweise, so doch ziemlich bedeutende Einwanderung aus dem Glatzer Gebiete erfolgte, welche vom Centrum unsres Territoriums aus, nämlich von den beiden Städten Bielitz, Biala und der nächsten Umgebung, diese sprachliche Einheit löste und daselbst die Entstehung eines Mischidioms zur Folge hatte.

§ 4. Die Quellen. Die einzige Grundlage für die folgende sprachliche Untersuchung ist die eigene Beobachtung an mir selbst und an Andern. Auf Mittheilungen von Personen, welche der Mundart selbst nicht mächtig sind oder bei denen ich zufolge ihrer Schulbildung oder ihres Verkehrs mit den Städtern eine Vermengung der lautlichen Eigentümlichkeiten befürchten musste, habe ich, um nicht Unzuverlässiges aufzunehmen, grundsätzlich verzichtet.

Eine brauchbare literarische Quelle gibt es für eine wissenschaftliche Erforschung unsres Dialektes nicht. Abgesehen von einzelnen hie und da zerstreuten Sprachproben haben wir zwar eine „Sammlung der Gedichte in der Mundart der deutschen schlesisch-galizischen Grenzbewohner" von dem als Arzt hochverdienten Jac. Bukowski (Bielitz 1860), dieselbe ist aber, da sie nur gesselligen Zwecken bestimmt war, schon deshalb nicht zu verwenden, weil darin städtische und dörfische Lauteigentümlichkeiten gemischt sind; überdies ist der Quan-

*) Braune: „Zur Kenntnis des Fränkischen und zur hochdeutschen Lautverschiebung" in Beitr. z. Geschichte d. deutschen Sprache und Literatur, 1. Bd., 1874, pag. 1 ff. — Vergl. auch Braune: „Ueber Heinr. v. Veldeke" in Zeitschr. für deutsche Phil., 4. Bd., pag. 250 ff.

Digitized by Google

tität gar keine Aufmerksamkeit geschenkt und auch die Bezeichnung der Qualität der Vocale erweist sich als durchaus ungenau und an vielen Stellen fehlerhaft.

Unter den Ortschaften des dörfischen Sprachenbezirks habe ich die Mundart des oberen Kunzendorf am meisten berücksichtigt; das Redetempo ist hier überaus langsam, der Vocalstand daher conservativer als derjenige der übrigen Dörfer, besonders der schlesischen.

Zweifellos ist diese Gemeinde älter als die benachbarte Stadt Biala, weshalb diese denn auch noch im sechzehnten Jahrhundert in jurisdictioneller Beziehung dem Oberrechte von Kunzendorf untergeordnet war. Ist schon hieraus zum grossen Theile die sprachliche Selbständigkeit dieses Ortes und die Freiheit desselben vom Einflusse der städtischen Sprache zu erklären, da, wie in grossen Verhältnissen so auch hier, nach Wegeners treffendem Ausdruck die Sprachenfrage wesentlich eine sociale Machtfrage ist, so kommen hiezu noch andre Momente: das Grössenverhältnis zwischen Dorf und Stadt, der Abgang einer in der Nähe befindlichen auf weitere Strecken Einfluss ausübenden Grossstadt und einer anderen, specifisch verschiedenen Mundart, die physische Begrenzung Kunzdorfs durch die im Süden befindlichen Beskiden und endlich die Beschäftigung der Bewohner. Erst unter dem Lehnsherrn Komarowski hat sich nämlich in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts das Gewerbe, besonders die Schafwollwaaren-Industrie, hier zünftig gestaltet, *) die ausschliessliche Beschäftigung früherer Zeiten war Ackerbau und Viehzucht. Aber dieses Kunzdorfer Gewerbe, welches bereits um 1760 an Biala überging, scheint nur im unteren Dorfe vorübergehend Wurzel gefasst zu haben, weil sich nur hier jene sprachlichen Einflüsse der schlesischen Einwandrer zeigen, welche zugleich die Begründer dieser Industrie waren; das Oberdorf bewahrte also nicht nur nach dieser Richtung seine sprachliche Integrität, sondern auch dadurch, dass es von den Einwirkungen, welche Gewerbe und Handel auf die volkstümliche Sprache und Sitte gewöhnlich im Gefolge haben, verschont blieb. Dagegen ist nicht ausser Acht zu lassen, dass die Reformation, welche sowohl hier, wie im entgegengesetzten Ende des Sprachbezirkes, in Kurzwald, schon seit der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts herrschend geworden war, den Einfluss der neuhochdeutschen Schriftsprache auf die Mundart förderte, wenngleich sich derselbe auch in den einzelnen Fällen nicht immer nachweisen lässt. Trotzdem zeigt die dörfische Mundart auch heute noch eine grosse Zähigkeit nicht nur der Schriftsprache gegenüber, sondern vornehmlich im Widerstreite mit der polnischen Sprache. Mit Ausnahme eines einzigen Postens (Willamowice) können die übrigen als von slavischen Einflüssen unberührt bezeichnet werden, denn die Aufnahme einzelner polnischer Worte in deutschem Gewande wird hier kaum in Betracht zu ziehen sein.

*) Dr. Th. Haase: „Die Bielitz-Bialaer Schafwollwaaren-Industrie", Teschen 1873, pag. 27 und 40.

Digitized by Google

II. Der allgemeine Articulationscharakter.

§ 5. Die Lippen. Wie bei vielen deutschen Mundarten ist auch in der unsrigen die Lippenbetheiligung nur sehr gering; man könnte dieselbe nach den von Winteler *) (pag. 109) charakterisierten Stufen etwa folgendermassen bestimmen: für u: matt positiv, für e und o: neutral, für i matt negativ; so dass sich also beim u die Zungenarticulation für i mit der Lippenbethätigung für o combiniert, beim i die Zungenarticulation für i mit der Lippenbe hätigung für e. Hiebei ist als charakteristisch hervorzuheben, dass bei den Lauten der U-Reihe insbesondere beim u selbst, die Vorstülpung und Rundung der Lippen mit einer merklich nach vorwärts gehenden Bewegung des Unterkiefers verbunden ist. Ausdrücklich muss überdies bemerkt werden, dass hier immer nur die gewöhnliche Umgangssprache der Bauern in's Auge gefasst ist; es kommt nämlich nicht selten vor, dass sog „gebildetere" Bauern in komischen Gesängen oder gerade dann, wenn sie aufgefordert werden, in ihrer Mundart zu sprechen, die Lippenarticulation übermässig hervorkehren, um der Rede einen komisch-bäurischen Charakter zu geben. Diese übel angebrachte Selbstironie ist übrigens auch anderwärts zu finden; sie liegt abseits jeder wissenschaftlichen Berücksichtigung.

§ 6. Zunge und Kehlkopf. Entscheidender als durch die Lippen wird eine Sprache durch den Charakter der Zunge bestimmt. Die schwachen Muskelempfindungen beim Sprechen unsrer Mundart weisen zunächst auf geringe Contractionen der Zungenmuskeln hin; die Lagerung des Zungenkörpers, welche ein für allemal beim Sprechen der Mundart zu veranlassen ist, gewinnt man dem Sächsischen gegenüber durch mässiges Zurückziehen desselben, womit denn auch ein tieferer Stand des Kehlkopfes verbunden ist, dessen Articulation im Verhältnis zur Zungenbethätigung bedeutender genannt werden muss. Rücksichtlich der Zungengestaltung ist die Neigung derselben zu dorsaler Articulation der Consonanten besonders hervorzuheben. Die Zungenspitze bleibt sonach meist nach unten gekehrt, während der bedeutend gewölbte mittlere Zungenrücken die Engen und Verschlüsse meist am mittleren Gaumen bildet. Offenbar hängen diese Erscheinungen mit den auch im Ruhezustand wirkenden Muskelkräften zusammen. So deutet die verhältnissmässig grosse Höhendimension des mittleren Zungentheiles auf eine grössere Contraction des musculus transversus, die Neigung zu dorsaler Acticulation, die mit convexer Zungenform und nach abwärts gerichteter Zungenspitze zusammenhängt, wird durch eine grössere Contraction des musc. longitudinalis inferior bestimmt.

§ 7. Velum palati. Das Gaumensegel schliesst bei i, u, e, o die Nasenhöhle vollständig ab, so dass wir bei diesen Vocalen keine Spur der Nasalierung wahrnehmen können. Nur a ist nicht immer ganz rein, wenn die am mittleren Gaumen gebildete Lautverbindung nk' nachfolgt. Indessen modificiert diese äusserst geringe Nasalierungsstufe den allgemeinen Charakter um so weniger, als sie nur bei denjenigen Worten bemerkbar wird, welche a gegenüber dem grammatisch berechtigten Umlaut haben, z. B. ſą́nk'a schenken. verą́nk't verrenkt. Dass sich die Nasalierung überhaupt nur aufs a erstreckt, hängt mit der Druckwirkung des Exspirationsstromes zusammen. Bei i, u, e und o bildet sich in Folge der bedeutenderen

*) J. Winteler: Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus. Leipz. 1876.

Digitized by Google

Engen in der Mundhöhle eine Stromstauung, welche das erhobene Gaumensegel fester schliesst; bei a findet der Luftstrom kein Hinderniss, kann also keine Druckkraft nach oben ausüben und entweicht theilweise durch die nicht vollständig geschlossene Nasenhöhle.

III. Der lautphysiologische Charakter des mundartlichen Vocalismus.

A. Qualität.

§ 8. Das Normalsystem. Hinsichtlich der Vocalbezeichnung ist man heute noch zu keiner festen Uebereinstimmung gelangt. Zwar wurde auf der deutschen Philologenversammlung zu Trier das System von Sievers für dialektische Arbeiten empfohlen, aber gerade in diesem Punkte scheint das treffliche, jedem Dialektforscher unentbehrliche Handbuch einer Correctur zu bedürfen.*)

Die Anwendung der Wintelerschen geraden Vocallinie ist nämlich geeignet, falsche Vorstellungen über die lautmodificierende Thätigkeit der Zunge zu erwecken. Nach dieser Symbolisierung der Vocalverhältnisse hätte jeder Vocal bei seinem Uebergange in einen andern einen ganz bestimmten Weg einzuschlagen, gewissermassen eine gebundene Marschroute einzuhalten; um z. B. von o nach e zu gelangen, müsste die Zunge zunächst die Organstellung für a einnehmen, oder es müsste dies auf dem Wege des Vermittelungsvocales ö geschehen. In der That verhält sich die Sache aber nicht so einfach. Zahlreiche Belege lassen sich aus unsern Mundarten dafür anführen, dass sich der Uebergang von o nach e ganz unmittelbar und unmerklich vollzieht Noch unbrauchbarer ist die gerade Vocallinie, wenn wir die sprachgeschichtlichen Wandlungen ins Auge fassen und beispielsweise den Uebergang der lebhaft gefärbten Flexionsendungen in das unterschiedslose e erklären wollen. Die Wintelersche Vocallinie symbolisiert also nicht die örtliche Nachbarschaft derjenigen charakteristischen Punkte in der Mundhöhle, an welchen die Zunge den Stimmton zu den verschiedenen Vocalklängen umarbeitet, sie bezeichnet einfach nur die Folge der Vocale hinsichtlich ihres höheren oder tieferen Eigentones. Käme es nur darauf an, dann müsste der Bezeichnung Scherers der Vorzug gegeben werden, weil hier einfach die fünf Vocale gedoppelt sind und jeder mit 2 bezeichnete Buchstabe einen Vocal mit höherem Eigenton bezeichnet als der die Ziffer 1 tragende.**) Am meisten wird der räumlichen Beziehung der einzelnen Vocale zu einander durch Brückes Tafel Rechnung getragen;***) sie wäre daher nach dieser Richtung empfehlenswert, wenn ihr nicht andre Bedenken entgegen stünden. — Die oben bezeichneten Mängel des Siever'schen Vocal-

*) Ed. Sievers: „Grundzüge der Lautphysiologie", Leipzig 1876, pag. 38 ff.
**) W. Scherer: „Zur Geschichte der deutschen Sprache", 2. Ausgabe. Berlin 1878, pag. 55.
***) Brücke: Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute 1876, pag. 23.

Digitized by Google

systems werden nun aber behoben durch Aufnahme eines vierten typischen Extrems; Sievers kennt deren nur drei: durch Indifferenzlage der Zunge (a), durch Enge im vorderen (i) und im rückwärtigen Theile des Ansatzrohres (u). Im ersteren Falle wirkt der ganze Raum zwischen der hinteren Schlundkopfwand und den Schneidezähnen in voller Längs- und grösstmöglichster Höhenrichtung als Resonator; im 2. und 3. Falle erscheint die Mundhöhle in eine vordere und rückwärtige Höhle getheilt; nun käme noch der 4. Typus hinzu, nach welchem zwar die Mundhöhle in der ganzen Längsrichtung resonierend wirkt, aber nur mit der oberen Hälfte. Meyer charakterisiert den diesem 4. Typus entsprechenden Vocal folgendermassen. *) „Von der für Bildung des a geöffneten Mundhöhle ausgehend, können wir diese vierte Gestaltung bezeichnen als eine allgemeine Verengerung der Mundhöhle, welche dadurch zu Stande kommt, dass der Unterkiefer dem Oberkiefer mehr genähert und die Mitte des Zungenrückens gegen den Gaumen gehoben wird. Der ganze Zungenrücken besitzt dann eine Wölbung, welche derjenigen des Gaumens ungefähr parallel ist. Als Resonator wirkt in dieser Stellung ein in seiner ganzen Länge ungefähr gleich hoher, im ganzen niedriger Hohlraum. Wird in der Stimmritze ein Ton angegeben, so erhält er durch diese Form des Resonators den Charakter des Vocallautes e." Leider spricht sich Meyer nicht noch eingehender über die Genesis dieses Vocales aus. Als das für die Lautgeschichte wichtigste Moment möchte ich aber hervorheben, dass dieses e, welches in den dialektischen Schriften die verschiedensten Auffassungen und Bezeichnungen erfahren hat, mit bedeutend geringerer Muskelthätigkeit hervorgebracht wird, als die übrigen Vocale, wenigstens dort, wo keine abnorme Ruhelagerung der Zunge vorhanden ist. In unsrer Mundart nehme ich, da die Zunge in der Indifferenzlage eine verhältnissmässig grosse Höhenerstreckung hat, (§ 6) bei Hervorbringung jenes e, das ich in der Folge mit e° bezeichne, kaum ein leises Vibrieren des Zungengipfels wahr. Eine Menge Erscheinungen innerhalb meiner Mundart, in der dieses e° eine hervorragende Rolle spielt, bestätigen es, dass der Eintritt desselben mit geringerem Exspirationsstrome und mit Accentschwäche verbunden ist; so neigt der Wurzelvocal der meisten enklitisch gebrauchten Wörter zu diesem e°: e°n s uns, e°c h ich etc. Bemerkenswert ist, dass der Diphthong o'u mit e°u bei ein und demselben Worte wechselt, je nachdem dasselbe im Satze einen schwächern oder stärkeren Ton hat; so hört man b r o'u t Brot neben b r e°u t Brot, b o'u s e m und b e°u s e m; Busen; im Satztone: r o'ú t e r e°u s a rote Rosen (nicht weisse) re°ute roúsa (nicht Tulpen). Ja selbst eine phlegmatische Stimmung kann den Wandel eines diphthongierten o in e° veranlassen, wie denn dieser Vocal der grössten Trägheit zugleich auch die stehende Bezeichnung einer phlegmatischen Verneinung ist. **) Die objective Bestimmung des Eigentones ist bei der Enge der Mundöffnung nicht gut möglich; in meiner Mundart klingt dies e° wie ein wenig breites ä mit einer Färbung gegen ö hin, jedoch leuchtet ein, dass der Klangcharakter desselben

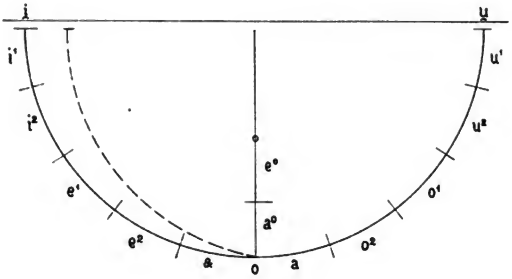
*) G. H. v. Meyer: Unsere Sprachwerkzeuge und ihre Verwendung zur Bildung der Sprachlaute. Leipzig 1880, pag. 297.

**) A. im grösstmöglichsten Phlegma, wird aufgefordert, sich zu erheben; Verneinung: e° oder e° w o²s.

Digitized by Google

von der allgemeinen Zungenlagerung und Gestaltung abhängen wird. In den andern Mundarten kommt e^0 als reducierter Vocal am häufigsten in den tonlosen Infinitivendungen als sogenanntes irrationales e vor: daher auch die bekannte Thatsache, dass es in so vielfach modificierter Klangfarbe erscheint. Diese vierte Typenform der Lautmodification liegt offenbar auch dem Uebergang unsrer alten Flexionsvocale in das unterschiedslose e zu Grunde.

Die vermittelnde Stellung, welche dieses e^0 unter den übrigen Vocalen, geschichtlich betrachtet, einnimmt, stimmt auch mit der örtlichen Lage desjenigen Zungentheiles, welcher bei der betreffenden Lautmodificierung charakteristisch wirkt. Wie beim i ein Punkt des vorderen, beim u einer des rückwärtigen Zungentheiles, so ist bei e^0 derjenige Punkt der mittleren Zunge charakteristisch, welcher bei der Erhebung zum mittleren Gaumen die höchste Stelle einnimmt. Denken wir uns nun diese charakteristischen Punkte bei kräftiger Articulation zunächst in dem Fortgange von i nach u verbunden, so können wir die hiedurch entstandene krumme Linie annäherungsweise als einen Halbkreis darstellen. Geht die Zunge dann von a nach e^0, so bewegt sich der charakteristische Punkt in dem vertikalen Halbmesser etwa bis in die Mitte desselben; wir erhalten also nachstehende Figur:



Bei der weiteren Eintheilung der Peripherie müsste das auch von Sievers (pag. 39) hervorgehobene Gesetz berücksichtigt werden, dass bei stärkerer Engenbildung kleine Differenzen in der Articulation viel stärkeren Einfluss auf den Charakter der entsprechenden Laute haben als bei geringerer; es müssten also die Theilungspunkte nach bestimmten Massen gegen die Endpunkte der Linie an einander gerückt werden. Doch will ich in dieser principiellen Frage nicht weiter vorgreifen, weshalb die krumme Linie auch im Anschlusse an Sievers getheilt ist.

§ 9. Das Verhältnis des mundartlichen Vocalismus zum Normalsystem. 1. Aus dem allgemeinen

Digitized by Google

Articulationscharakter der Mundart folgt schon, dass das i der gewöhnlichen Sprechweise von dem äussersten Grenzwerte um Einiges abweichen muss; selbst lang î erreicht nicht jene specifische Klangfarbe, die gewöhnlich in der nhd. Aussprache das lange î qualitativ von dem kurzen unterscheidet. Nur eine besondere Wucht des Accentes vermag hier einen Unterschied hervorzubringen, indem bei energischerem Expirationsstoss die Engenbildung bedeutender wird. Also: h û r hî²r t g ú t, er hört gût, aber: h i¹r o²k, höre doch. Der I-Laut wird daher im etymologischen Theile nicht weiter unterschieden werden; jedes i ist ausser im Zusammenhange der Rede, als i⁴ aufzufassen.

2. Die Klangfarbe des schlesischen E-Lautes ist in der einschlägigen Literatur beinahe eine Streitfrage geworden. Während Weinhold (Dial. 30) behauptet, die Aussprache des e sei in allen Fällen offen, der geschlossene Laut des ë wäre unbekannt, weshalb es dem Laute nach gleichgiltig sei, ob wir e oder ae schreiben, bestreitet Rückert diese Angabe aus lautgeschichtlichen Gründen schon in seinem „Entwurf einer systematischen Darstellung der schlesischen Mundart im Mittelalter“ *) (pag. 28) und wendet sich später in seiner Abhandlung: „Deutsche Mundarten in Schlesien“ **), insbesondere unter Hinweis auf Opitzens Reimregeln, mit positiveren Gründen dagegen ***). Abgesehen von einigen Ausnahmen halte ich die Auffassung Weinholds, so weit ich neben meinem Sprachgebiete auch andre schlesische Mundarten kenne, für zutreffender. Gewiss hat einstens ein fester Klangunterschied der verschiedenen e bestanden und an einzelnen Beispielen können wir noch heute bemerken, wie sich das Sprachbewustsein des Volkes gegen die allgemeine Nivellierung des e sträubt, im allgemeinen aber ist es doch jenes oben beschriebene centrale e⁰, nach welchem die e verschiedenster Genesis zurücksinken. Nur die Städtemundarten gebrauchen, wenn e statt nhd. i steht, für e⁰ ein constricteres, hart an i² liegendes e¹. Die dörfische Mundart hat e¹ mit Ausnahme einiger, im etymologischen Theile ersichtlicher Fälle nur dann erhalten, wenn es zur Unterscheidung zweier Worte mit verschiedener Bedeutung dient; z. B.: z e¹ c h f. Ziche, z e⁰ c h f. Zëche; b e⁰ t t a bitten, b e⁰ t t a betten e² ist aperter als e⁰, ohne aber jene Breite des & zu erreichen, wie sie z. B. tirolische Mundarten als Umlaut von a haben.

3. Um den idealen Indifferenzpunkt gruppieren sich in meiner Mundart eigentlich drei verschiedene A-Klänge. Das a der I-Basis, welches vorwiegend statt des ë in der Wurzel eintritt, ist etwa mit dem A-Klang der Italiener zusammenzustellen, auf dessen höheren Eigenton schon oft hingewiesen wurde; jedenfalls scheint das von Helmholz fixirte a = b'' tiefer zu sein. ****) Das tiefere a der U-Basis

*) Zeitschrift des Vereines für Geschichte und Altertum Schlesiens. Bd. VI., VIII. Ich citire nach der Ausgabe von Pietsch, Paderborn 1878.

**) H. Rückert: Zur Charakteristik der deutschen Mundarten in Schlesien. Zeitschrift für deutsche Philologie I. IV. V.

***) Vergl. auch: Kehrein I. 45; Wackernagel: Edelsteine d. Dichtung p. XIX, XX, H. Rückert: Germ. XVI. 231 ff.

****) Was die objective Bestimmung der Eigentöne anlangt, wie sie Helmholz classisches Werk: „Die Lehre von den Tonempfindungen“ pag. 165 ff. beschreibt, so muss ich meinen Misserfolg hier offen bekennen. Trotz vieler Mühe und Opfer war es mir nur möglich, mich rücksichtlich der aperten ä, a und o Laute von den interessanten Forschungen zu überzeugen. Zu sicheren selbstständigen Resultaten hinsichtlich der Lautnuancen meiner Mundart konnte ich

Digitized by Google

findet sich nur bei Wörtern mit erhaltenem alten a. Die Klangdifferenz dieser beiden a liegt aber nicht im Sprachbewusstsein des Volkes, insbesondere wandelt der Satzton das dumpfere a der U- in das der I-Basis; auch die Consonantenumgebung bringt hier mannigfache Vermengungen vor, daher ist, mit Ausnahme der beiden oben angeführten Gesichtspunkte diese Lautnuancirung auch nicht in festere Gesetze zu bringen und soll im weiteren nicht besonders bezeichnet werden. Von diesen verschieden ist das in unsrer Mundart besonders als Infinitivendung für das tonlose e eingetretene a. Es entsteht, wenn wir aus der Zungenlage für e^0, ohne die Zunge selbst zu verbreitern oder herabzudrücken, den Unterkiefer ein wenig senken, ist also genetisch betrachtet, nur eine Modification des e^0, daher: a^0. Es liegt nahe, dieses a^0 nur als reducierten Vocal aufzufassen, aber der Unterschied zwischen demselben und den beiden vorher beschriebenen Lauten beruht nicht allein in der Quantität und Intensität, sondern auch in der Qualität; man vergleiche: tanza^0 tanzen, stâla^0 stehlen und man wird neben der geringeren Intensität auch eine dumpfere Klangfarbe wahrnehmen, die, abgesehen von der eigentümlichen Zungenlage auch davon herrührt, dass sich beim stammhaften a der Kehlkopf dem Zungenbein merklich genähert hat, während er bei Aussprache des a^0 wieder zurücksinkt.

4. Die U-Reihe der Mundart zeigt keine besonderen Abweichungen vom Normalsystem. Hinsichtlich der beiden u (u^1 u^2) findet dasselbe Verhältnis statt, welches bei der mitteldeutschen Aussprache des Nhd. obwaltet; u^2 entspricht dem kurzen, u^1 dem langen Vocal. Die Articulation zeigt nur die Besonderheit, dass bei der Lippenrundung, besonders bei u^1 eine merkliche Verschiebung des Unterkiefers stattfindet (§ 5).

5. Zwischen dem a der U-Basis und u^2 liegen nun die beiden o (o^2 und o^1), welche sowohl lang als kurz vorkommen. Betreffend das Articulationsverhältnis beider Laute ist hervorzuheben, dass während sich von a nach o^2 und von o^2 nach o^1 die Bewegung des hinteren Zungentheiles in gleichen Stufen vollzieht, die Lippenrundung und gleichzeitige Hebung des Unterkiefers zwischen o^2 und o^1 in grösserem Masse wächst, als zwischen a und o^2.

Nach dem Gebiete der O-Laute findet ein allgemeines Fliessen der Vocale statt, so dass hier gewissermassen, wie der Lautwandel ergeben wird, eine Vocalstauung eintritt. Weil nun in Folge dessen Wörter von verschiedenem Ursprung und verschiedener Bedeutung ähnlich lautend werden, so wird o^2 und o^1 im Sprachbewusstsein strenge festgehalten. Z. B: lo^2st f. Last — lo^1st f. Lust; l$ô^2$da laden — l$ô^1$da pl. Haar (mhd. lodo): š$ô^2$ta m. Schatten — š$ô^1$ta pl. Schoten;

---

nicht gelangen; dieselben waren innerhalb einer gewissen Grenze von allen möglichen Zufälligkeiten, selbst vom Wetter und der Tageszeit, an der ich meine Versuche anstellte, abhängig. Allerdings hatte ich auch nur eine beschränkte Anzahl Stimmgabeln zur Verfügung. Es wird wohl zunächst dabeibleiben müssen, was Sievers (p. 37) sagt, dass die Dialektforschung auf die subjektive Abschätzung nach dem Gehör angewiesen ist.

Das im Anschluss an Brücke, (Grdz. p. 22) von Winteler a. o. O. pag. 109 empfohlene Mundpfeifen ist nach meiner Erfahrung ohne wissenschaftliche Verwendbarkeit.

Digitized by Google

p o² s s a passen — p o¹ s s a küssen; r ô² t m. Rad — r ô¹ t m. Rat k o² s t a m. Kasten, k o¹ s t a kosten.

Zu unterscheiden von dem entschieden offenen o² ist ein Zwischenlaut, der in der Stadt stellvertretend für altes a auftritt und dem Brückeschen a⁰ entspricht, welches fälschlich auch mit Schwedisch å wiedergegeben wird.

Bei Vergleichung der I- mit der U-Reihe unsrer Mundart stellt sich als Resultat heraus, dass die Vocale der letzteren Reihe der normalen Entfernung von der centralen Mitte ziemlich nahe kommen, weil sie mit energischer Zungenarticulation ausgeführt werden, während die I und E ihr vocalisches Extrem nicht erreichen; die lautmodificirende Thätigkeit der Zunge vollzieht sich hier mehr gegen die Mitte hin. Wollen wir dies veranschaulichen, so können wir den linken Quadranten des Halbkreises mehr nach rechts rücken. (Siehe die durchbrochene Linie der obigen Figur). Hiedurch können gleichzeitig verschiedene Vocalwandlungen besser versinnlicht werden, z. B. der in unsrer Mundart so häufige Uebergang von i und e¹ nach e⁰.

§ 10. Die Vermittlungsvocale. So reichlich gegliedert die Reihe der reinen Vocale ist, so spärlich sind die Vermittlungsvocale in unsrer Mundart ausgebildet.

Bei dem beinahe gänzlichen Wegfall der Lippenarticulation für die O-Laute fehlen sowohl ö² wie ö¹ als einfache Vocale; nur in dem einzigen Worte t ö¹ p s a toben ist der Vermittelungsvocal nicht affectiert; ob derselbe jedoch dem Einflusse der nachfolgenden Labialis zuzuschreiben ist, oder ob darin eine Art Klangmalerei liegt, bleibe dahin gestellt. (Ueber die Modification des diphthongischen e⁰u² (öu) vergl. § 24). Das ü hingegen ist viel verbreitet und eigengeartet hinsichtlich seiner Articulation und Klangfarbe; es ist entschieden keine Combination aus der Zungenarticulation des i und der Lippenarticulation des u, sondern eine Art Zwischenlaut. Die Zunge ist nämlich etwas mehr als bei e² an den mittleren Gaumen gedrängt und bildet hier eine Rinne, die leicht zu ertasten ist, daher offenbar weiter sein muss als beim i; hiemit combiniert sich die Lippenarticulation für u. Es könnte dieser Vermittelungsvocal daher der vierten typischen Form beigezählt und mit ü⁰ bezeichnet werden. Die Klangfarbe ist viel tiefer als die des ü der nhd. Aussprache. „Medius est quidam inter i et u sonus" (Quint. I. 4. 7.) In gleicher Weise denke ich mir die Articulation jener Vocale, die Corssen (pag. 331) aufführt in Worten wie pulcherrumus, sumus etc., denn auch bei uns entbehrt der Laut einer gewissen Festigkeit und absoluten Giltigkeit. Er entspricht niemals den ältern ü, welche bereits alle in die reine I-Reihe übergegangen sind, sondern tritt nur unter gewissen Verhältnissen (§ 18) als Stellvertreter des u auf; während er aber als solcher in Willamowice einem nur durch matt positive Lippenarticulation verdumpftem i gleich kommt, ist er in Kunzdorf nur als wenig erhelltes u hörbar; am reinsten wird er mit der oben angeführten Articulation in Kurzwald gesprochen.

§ 11. Vocalverbindungen. I. Diphthonge im Sinne Brückes kennt unsre Mundart nicht*); wenn dieselben über-

*) Brücke a. o. O. pag. 27: „Geht man aus der Stellung für einen Vocal in die für einen andern über und lässt während der Bewegung und nur während derselben die Stimme lauten, so entsteht keiner der beiden Vocale, sondern ein neuer Laut, ein Diphthong." Vergl. auch Rumpelt: „System der Sprachlaute, pag. 46 ff., dann Willmanns: Ztsch. f. d. Gymn. 1870, pag. 590.

Digitized by Google

haupt in der beschriebenen Weise möglich sind, wären sie nur bei besonders raschem Redetempo denkbar.

Wir werden unter einem Diphthong die Verbindung zweier mit ein und demselben Expirationsstoss hervorgebrachter, d. h. nur eine Silbe bildender Vocale verstehen müssen, deren erster den stärkeren Accent trägt *). Ohne Schwierigkeit kann ich nämlich bei der Articulation unsrer Diphthonge zwei verschiedene Vocallaute unterscheiden, wie denn auch aus der Aussprache des Nhd. ai und au jeder naiv Urtheilende ein a+i und a+u heraushören wird. Dennoch liegt die Sache nicht so einfach, worauf schon die verschiedenen Controversen über die Natur der Diphthonge hinweisen.

Sicher scheint mir, dass die erste Componente des Diphthongs, eben weil ihr der stärkere Ton zukommt, zur klaren Perception gelangt; hierin stimmen wohl alle Beobachter überein, welche nicht mit Brücke und Rumpelt das Wesen des Diphthongs in einer absoluten sondern in einer relativen Einheit finden. Hinsichtlich der zweiten Componente hat schon Sievers (p. 86) die scharfe Beobachtung gemacht, dass die meisten der in der Schrift auf i, u ausgehenden Diphthonge in der Aussprache e, o als zweite Componente darbieten. ai, au werden also z. B. als ae, ao gesprochen; ich finde dies in meiner Mundart vollkommen bestätigt, nur stimme ich in der Erklärung darin nicht überein, dass wir „zufolge des Zurückbleibens in der Schrift hinter der Entwickelung der gesprochenen Diphthonge diesen meist ganz andere Bestandtheile zuzuschreiben pflegen, als ihnen in Wirklichkeit zukommen". Die subjective Schwierigkeit in der Bestimmung der zweiten Componente liegt vielmehr in der eigentümlichen Klangmodification derselben. Wenn man bei der Articulation des ai einen oder zwei Finger auf die Vorderzunge legt, so vermag man allerdings den Diphthong ai (in der gewöhnlichen mitteldeutschen Aussprache) deutlich hervorzubringen, nicht aber i; man empfindet jedoch noch einen ziemlich bedeutenden Druck der Zunge gegen den Finger, ein Beweis, dass dieselbe zu grösserer Engenbildung fortstrebt. Das Tönen der Stimme verklingt zwar, wenn die Zunge die Organstellung für e eingenommen hat, da der Accent der zweiten Componente ohnehin schwächer ist, aber der noch in der Mundhöhle vorhandene Luftstrom, welcher sich, ohne von dem Ohr als reines i percipiert werden zu können, durch die von der Zunge noch gebildete I-Enge drängt, modificiert den E-Klang im Sinne des I. Auch die an die Engenbildung geknüpfte Muskelempfindung mag beim Sprechenden die subjective Vorstellung eines I-Klanges befördern. **) Die Intensität jenes Geräusches ist natürlich individuell und local verschieden, so dass Einige leicht zu dem Irrtume verleitet werden konnten, die zweiten Componenten in ai und au ganz allgemein als Halbvocale aufzufassen und aj, aŭ zu schreiben. ***) Diese obige Auffassung, welche sich natürlich nur auf die echten Diphthonge bezieht, bei denen die zweite Componente constricter ist, leitet auch theilweise wieder zur

*) Cf. Sievers a. o. O. pag. 86, wo noch die Bestimmung: „gewöhnlich kurzer Vocale" beigefügt ist, welche ich in der Definition für unwesentlich halte.

**) Es sei hier auf eine neue, jedenfalls interessante Schrift aufmerksam gemacht: Stricker S. „Studien über die Sprachvorstellungen". Wien 1880.

***) Cf. Wolff: „Ueber die Natur der Vocale im siebenbürgisch-sächsischen Dialekt. (Programm Mühlbach in Siebenbürgen), pag. 65. — Humperdinck: „Die Vocale", Siegburg 1874, pag. 40.

Digitized by Google

Ansicht Brückes zurück, denn die Stimme lautet, wie auch Brücke beobachtet hat, allerdings nicht während der ganzen Bewegung des Organes; sie lautet zwar gleich mit dem Beginne derselben, hört aber auf, bevor die Zunge ihr Extrem erreicht hat. In meiner Mundart gehören zu diesen Diphthongen ae^1, âe^1 und ao^1, âo^1, deren Abstandsmaximum sich also auf zwei Stufen erstreckt. Die Qualität der übrigen Diphthonge ergibt sich nach Fixierung der einzelnen Componenten von selbst; es sind in meiner Mundart folgende: e^{1}i, e^{0}i, e^{2}i, e^{0}u^2, e^{0}u^1, (§ 24$_2$.) e^{2}u^2, ae^1, ao^1, o^{1}i, o^{2}u^2, o^{1}u^2, o^{1}u^1, u^{2}o^1.

2. Quantitativ unterschieden sind jene überlangen Diphthonge, bei denen der Accent die Dehnung der ersten Componente bewirkt hat: âe^1, âo^1, ê^{0}i (îe), ûi, ô^{2}i.

3. Ferner sind für unsre Mundart eine Reihe Vocalverbindungen charakteristisch, welche sich durch prägnante Kürze auszeichnen, so dass ihre Quantität die der kurzen Vocale nicht übertrifft. Auffallend ist hiebei ferner, dass sie keinen festen Accent haben; scheinbar regellos trifft er in denselben Worten bald die erste, bald die zweite Componente: úo^2—uó^2; úi—uí; ist bei uo^2 die erste Componente betont, so erscheint die zweite als ganz kurzer vocalischer Nachschlag, welchen ich nicht mit Scherer (pag. 60) einen parasitischen Vocal nennen könnte, weil er sich im Satztone, bei grösserem Redenachdruck gern verflüchtigt, z. B. m ú r n an n e h o^{1}i t morgen und nicht heute. Hat jedoch die zweite Componente den Ton, dann sinkt u zum Halbvocal herab, während o nicht selten in eine Länge übergeht, so dass wir also die Verbindungen u̯ó^2 und uô^2 erhalten. Z. B. m u̯ ó r n morgen w u̯ o^2 r$_0$ t warte, w u̯ ô$'^2$ r$_0$ t a warten; g u̯ ô$'^2$ r$_0$ t a Garten etc. Eine weitere halbconsonantische Verbindung liegt in je^2, jê^2 vor. (Praejotierung).

Anders verhält sich der im Accent schwankende, kurze ui Diphthong. Er findet sich bei uns nur vor t, sowohl statt eines alten u wie statt uo, also: g u i t t gut, m u i t t e r Mutter, p u i t t e r Butter. Ferner habe ich hinsichtlich seines Gebrauches und seiner Accentuation folgende Beobachtungen gemacht: 1) Statt des Diphthongs ui tritt oft in denselben Worten einfaches u ein, wenn das betreffende Wort keinen Nachdruck hat. 2) Der Diphthong kommt im allgemeinen mehr bei Frauen und Kindern vor, „deren kleinere Kehlköpfe eine höhere Stimmung haben", wie der Däne Karl Verner bei Erwähnung eines anderen Falles für den Kopenhagner Dialekt bemerkt. (Scherer 60.) 3) Bei Frauen und Kindern steht der Accent auch weit öfter auf der zweiten Componenten, wodurch das u halbvocalische Natur erhält. 4) Je stärker der Accent zufolge der Stellung des Wortes im Satze auf dem Diphthong ruht, desto bestimmter tritt der Silbenaccent auf die zweite Componente, so dass ich auf diesem Wege ganz unmerklich aus der U- in die I-Reihe gelange. *)

Allerdings ist dieser Uebergang in der Mundart nicht durchgedrungen, aber ich finde bei Weinhold (Dialektf. pag. 41) aus Glogau:

*) Im städtischen Sprachbezirk gilt durchgehends: g u^2 t t, m u^2 t t e r, po^{2}tter, aber auch im echt Dörflschen findet sich neben dem einfachen u-Laut in grösserem Nachdruck zwar niemals gott (mhd. guot) mo^{2}tter (muoter) wohl aber po^{1}tter (mhd. butter, nnld. boter) mit o^1. Ob dieses o^1 auf äussere Beeinflussung zurückzuführen, oder ob es nur ein andres Mittel ist, dem Vocal im Hochton durch Bildung einer grösseren Oeffnung für den Expirationsstrom grössere Klangfülle zu geben, will ich nicht entscheiden. (Cf. § 26.)

Digitized by Google

thitt thut, was kaum durch vorhergegangenen Umlaut des uo zu erklären ist. (Das zweite Beispiel: sicha suchen, auch bei uns, erkläre ich durch Umlaut). Da nun in unsrer Mundart der Grundton des Stimmtones, wenn auch individuell und local sehr verschieden, unter dem Hochtone bedeutend höher liegt als unter dem Tieftone, da ferner mit der Hebung des Kehlkopfes die Bewegung des Zungenbeines und der Zunge nach vorwärts verbunden ist, so scheinen mir obige Thatsachen ein Beleg für Scherers Satz von der Tonerhöhung: „Die Höhe oder Tiefe des Tones, welche einer bestimmten Silbe in der Rede beiwohnt, attrahiert den Vocal mit entsprechendem höherem oder tieferem Eigenton“.*) Allerdings kommt in unserem Falle noch hinzu, dass dieser Diphthong an vorhergehende Dentalis geknüpft ist, wourch die Zunge ebenfalls zu einer Vorwärtsbewegung genötigt wird; dies Moment ist aber wohl nur secundär (bei nachfolgendem r vergl. § 18).

4. Endlich wäre hier noch die Triphthongierung zu erwähnen. Bei den beiden oben angeführten überlangen Diphthongen ô²i und ûi und zwar nur bei diesen, bewirkt das langsame Redetempo, dass zwischen den beiden Componenten sehr häufig auch der auf dem Wege von der ersten zur zweiten liegende Vocal zu gesonderter Wahrnehmung gelangt, also o²ai, ue⁰i. Für die Genesis dieser Triphthonge ist die Thatsache von Wichtigkeit, dass sie nur in contrahirten Worten vorkommen: jo²ait mhd. jaget, mo²ait mhd. maget, gezue⁰in mhd. gezogen, geflue⁰in mhd. geflogen. Heute hat diese Lautverbindung jedoch nur einen Accent auf der ersten Componente.

Fassen wir alle vocalischen Laute unsrer Mundart zusammen, so ergibt sich folgende Tabelle.

I. Vocaleinheiten:

Quantität	A) reine	B) Vermittlungsvocale
1) kurze	— i², e¹, e³, e², a*, o², o¹, u² —	ü⁰
2) lange	(i¹) î² — ê⁰, ê², â, ô², ô¹, û¹	$\hat{\text{ü}}^0$

* mit drei Schattierungen.

II. Vocalverbindungen:

Quantität	A) Halbvocal.	B) Diphthongische	C) Triphthongische
1) kurze	jé²' u̯ó' u̯i'	û²i, û²o²	—
2) lange	jê², u̯ô²·	e¹i, e⁰i, e²i, e⁰u², e⁰u¹, e²u², ae¹, ao¹, o¹i, o¹u², o¹u¹, uo¹	—
3) überlang.	u̯ô²i	ê⁰i, âe¹, âo¹, ô²i, ûi, îe, ûo	(ô²i): ô²ai; (ûi): úe⁰i

*) Scherer a. o. O. pag. 60. Man hat in neuerer Zeit allerdings alle möglichen Lautvorgänge unter dem Begriffe der „Tonerhöhung“ zusammengepackt, wogegen sich Sievers mit Recht wendet (pag. 130 A.) Nichtsdestoweniger verdient jener Satz die strengste Aufmerksamkeit der Dialektforscher. — Humperdinck: a. o. O. p. 33 wendet sich nur gegen einen bestimmten Fall. — Vgl. ferner Heinzel: „Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache 1874 pag. 82. Zu Regel: „Die Ruhlaer Mundart“ 1868 pag. 32, bemerke ich nur, dass die Beimischung des Nebenklanges unserem u keine „grössere Breite“ verleiht. Die Vocalverbindung bleibt in allen Fällen prägnant kurz; die halbe More, welche das i erhält, büsst das u ein.

Digitized by Google

B. Quantität und Accent.

§ 12. Weinhold hat in der oben angeführten allgemeinen Charakteristik der schlesischen Mundart (Schles. Provinzialbl. p. 421—424) zuerst darauf hingewiesen, der Schlesier spreche Silben, welche sonst tonlos oder gar stumm seien mit Nebenton oder wenigstens tonlos; dazu komme ein Stimmmass, welches zwar von dem Singen der Oberlausitzer und Meissner ganz verschieden sei, aber doch als eine Art Singen klinge. Wenn Weinhold die Erklärung dieser Erscheinung darauf zurückführt, dass germanisiertes polnisches Sprachorgan auf die schlesische Betonung wirkte, so unterschätzt er entweder die Zähigkeit des deutschen Accentes oder überschätzt den Einfluss des Polnischen. Was diese Erklärung anlangt, muss ich zunächst den von Rückert gegen dieselbe vorgebrachten historisch-statistischen Gründen völlig beistimmen. (Rück. Zeitschr. f. d. Phil. V. p. 136 ff.)

Die Frage veranlasste mich aber auch der Betonungsweise jener deutschen Mundarten, welche durch polnische Einflüsse ganz entartet und zu einem charakterlosen Mischmasch herabgesunken sind, eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen, wozu mir der Dialekt in Willamowice die beste Gelegenheit darbot. Es wäre Gegenstand einer besonderen Untersuchung den Weg zu zeigen, welchen die Polonisierung der deutschen Sprache einschlägt; wie es, vom Zusammenhang der Rede abgesehen, die Bezeichnungen sinnlicher Objekte zunächst sind, die aus der fremden Sprache aufgenommen werden, wie dann einige Numeralia, dann das Verbum, Adjektivum, zuletzt die Formwörter folgen, denen die meiste Zähigkeit inne zu wohnen scheint. Es werden von dem fremden Eindringling einem ersterbenden Sprachidiom gerade die festesten Positionen zuerst genommen. Wir können diesen Satz im Redezusammenhang noch besser bestätigt finden: Wo Sprachenmischmasch eingetreten ist, werden zunächst die im Satztone stehenden Worte durch polnische substituiert, weil gerade diese das Meiste zur Verständigung beitragen. Mô²z, ṡtâe¹g mr̀ a di̯e²r̥t o²f di drabîna an lang² mir a wią̯zka siâna ruńdẹr: Matthias steig mir auch dort auf die Leiter (drabina, drab auch: drô²w) und lange mir einen Heubund (wią̯zka siana) herunter.

Wenn wir nun aber den polnischen Einfluss auf den einzelnen Wortkörper betrachten, so zeigt sich, dass umgekehrt der Hochton jenen Einflüssen am zähesten widersteht. Mir ist kein deutsches Wort bekannt geworden, welches in jenem Orte seine specifisch deutsche Accentuation aufgegeben hätte, denn einzelne Beispiele, bei denen in Zusammensetzungen der Accent scheinbar nach polnischem Gesetze auf die vorletzte Silbe tritt wie: Weinâ'chta Weihnachten, finden sich auch in rein deutschen Gegenden. Dagegen ist umgekehrt die Thatsache zu constatieren, dass Worte, die in völlig polnischer Form aufgenommen wurden, nach dem deutschen Gesetze accentuiert werden: So (Wil.): úczyć lernen, lehren (R: uk); der Lehrer: naúczyciel, mit dem Accent auf der Wurzelsilbe, nicht polnisch: nauczýciel, ein Beweis, wie fest und tief gerade das deutsche Accentgesetz mit dem inneren Wesen des Deutschen verwoben ist.

Durch die obigen Bemerkungen Weinholds über das Wesen des schlesischen Accentes angeregt, hat H. Rückert in seinem Aufsatz:

Digitized by Google

„Deutsche Mundarten in Schlesien“ Accent und Quantität der schlesischen Mundart einer neueren eingehenden Untersuchung unterzogen und die Haupterscheinungen dieses Dialektes lediglich aus dem Principe der dem Schlesischen eigenen Betonungsweise zu erklären versucht. Aber weder die von Rückert angeführten Consequenzen, die aus jenem Principe folgen sollen, noch die principielle Auffassung der Betonungsweise selbst, erweisen sich bei praktischer Anwendung auf die lebende Sprache als in allen Punkten zutreffend.

Aus Rückerts Aufsatz geht hervor, dass er ganz allgemein für das Schlesische einen schwächeren Hochton annimmt, wodurch die Affixsilben eine grössere Stärke, also einen besonderen Nebenton erhalten. Die nächste Consequenz hieraus wäre eine Verminderung des Verhältnisses zwischen Kürze und Länge des Vocales. Rückert gibt denn auch dieses Verhältnis mit 1 : $1^1/_2$ wieder, während sich das der nhd. Kürze zur Länge wie 1 : 2 verhalte. Abgesehen nun davon, dass Brücke schon 1871 in seinen: „Physiologische Grundlagen der neuhochdeutschen Verskunst“ constatierte, das Verhältnis von Länge zur Kürze nähere sich im Neuhochdeutschen im Allgemeinen dem von 5 : 3 (pag. 67), kann sich jeder Beobachter auch ohne exacte Versuche mit dem Kymographion lediglich durch subjective Abschätzung davon überzeugen, dass das Verhältnis der Längen zu den Kürzen der Mundart dem des Nhd. oder anderer mittel- und süddeutscher Dialekte nicht nur gleichkommt, sondern dass namentlich vor Liquiden der Stimmton des nachfolgenden Consonanten vom Vocal bis zu dessen Ueberlänge absorbiert wird. Allerdings gibt es auch in unsrer Mundart, wie allenthalben in Deutschland, Vocale von schwebender Quantität, denn jener Process der Quantitätsveränderung, der sich in der nhd. Periode vollzogen hat, ist mit seinem Resultate weder plötzlich, noch für alle Worte gleichzeitig eingetreten, weshalb es immer Beispiele geben wird, die erst auf dem Wege sind, der allgemeinen Dehnung zum Opfer zu fallen.

Abgesehen aber von der subjectiven Abschätzung des Verhälnisses zwischen Länge und Kürze, zeigen die Lautverhältnisse auch objectiv, dass die Mundart von dem in der neuhochdeutschen Periode vorgegangenen Processe der Quantitätsvergrösserung in hochtonigen Silben nicht nur in gleichem Umfange betroffen wurde, sondern dass sie hierin andre Mundarten noch übertrifft. Denn 1. sind in der Mundart ebenfalls im Hochtone die einfachen Vocale mit einfachem Consonantenschlusse gedehnt worden z. B. g r ô² s Gras mhd. gras z ö² l Zahl mhd. zal n ô² s Nase etc.; ja sogar vor ch wird das physiologisch verwandte a dem Neuhochdeutschen gegenüber gedehnt: d â c h n. Dach, bâch f. Bach m. etc.

2. Mehrere im Neuhochdeutschen bewahrte Kürzen, die nur durch neugeschaffene Positionen den Längen metrisch gleichwertig sind, erscheinen in der Mundart als wirkliche Längen z. B. h ö² m e r Hammer, m ö² n Mann, š ö² t a Schotten etc.

3. Die Positio debilis erstreckt sich auf jede Verbindung eines r mit nachfolgender Muta oder Spirans: z ö² r t zart, w u¹ r t Wort, â r t Erde, w u̯ ô r m warm, u̯ ô² r m arm, w û r m Wurm, m â r g a Morgen, b â r g Berg, s t â r w a sterben.

4. Auch l mit folgender Dentalmedia oder — tenuis schützt in meiner Mundart nicht die Kürze, gleichgiltig, ob in ein- oder zwei-

Digitized by Google

silbigen Formen; also: bâlt bald, wâlt Walt, hâlda halten, kâlt. Wenn Weinhold (Dialektf. p. 27) diese Worte mit synkopierter Dentalis aufführt und Rückert (IV. 331) die Regel aufführt, dass l mit folgender Dentalmedia oder-tenuis nach Assimilation der letzteren immer vereinfacht ist, so können sich diese Formen nur auf das Neiderland beziehen. (Vgl. noch darüber § 20.) Mit diesem „leichteren und luftigen Wesen" des schlesischen Accentes bringt Rückert zweitens das Walten eines besonderen Nebentones in Verbindung. Durch diesen hätte eine grosse Anzahl von Silben, zunächst in zweisilbigen einfachen Wörtern eine lebhaftere Färbung des ihnen gehörigen Vocales behalten oder gewonnen, als sie in andern Mundarten gewöhnlich ist. (IV. 337.)

Die Thatsache lässt sich in der That nicht läugnen, denn neben der mit grösserer Klangfülle ausgestatteten Endung a = nhd. en, welche sich in unsrer Mundart, nicht nur im Infinitiv, sondern auch für die Personalendungen der 1. und 3. prs. pl., dann beim Substantivum = nhd. en, ferner als Deminutivbildung la = nhd. lein vorfindet, liebt es auch die Mundart Formen mit matter Tonsilbe durch klangvollere zu ersetzen, so das Part. praes. ent durch ig: statt brennend: brinig, glühend: glinig, rasend: rô²snig etc. Ob diese Erscheinungen aber auf eine bedeutendere Stärke des Nebentones und eine grössere relative Schwäche des Haupttones zurückzuführen seien, ist sehr zu bezweifeln.

Dieser Rückert'schen Erklärung stehen auch in diesem zweiten Punkte verschiedene Erscheinungen entgegen; zunächst wäre nicht einzusehen, warum, wenn das Schlesische im Gegensatze zu andern Mundarten und dem Schriftdeutschen einen besonders starken Nebenton besässe, diese zweite Silbe immer kurz wäre, selbst dann, wenn der Laut geschichtlich auf eine Länge zurückzuführen ist, also z. B. in den Deminutivendungen la = lin: stâe¹nla Steinchen etc. oder nhd. heit = schl. e⁰t; wô²re⁰t Wahrheit. Es müssten sich ferner die Affixsilben auch viel besser conserviert haben, als es in der That der Fall ist. Nun gibt es zwar Formen, die auf ein zäheres Festhalten des alten Tieftones hinweisen, wie Herze; Fürste, balde, geschwinde, aber sie sind in Schlesien örtlich beschränkt und finden sich überdies stellenweise auch im übrigen Deutschland. Bei uns heisst es wohl: e⁰chę ich, fe⁰mwę etc., aber die aus Mittelwalde und dem Oppaland von Weinhold (Dialektf. p. 23) angeführten Singulare: Betta, Harza, Hetza gelten weder für unsre Mundart noch für die Breslauer Gegend.

Ein Einblick in die Formenlehre würde uns überzeugen, dass die formzerstörende Wirksamkeit des Hochtones in unserer Mundart, wenn auch nicht auf ganz dieselbe Weise, so doch in gleichem Grade, gewaltet habe. So haben wir, um nur Einiges anzuführen, bei einsilbigem Stamme in Folge abgeworfener Flexionsendungen einsilbig: a) alle Praesensformen mit Ausschluss der 1. und 3. prs. pl.: be⁰nt, be⁰ntst, be⁰nt binde, 2. pl.: be⁰nt bindet; fję²rt, fję²rtst, fję²rt, 2. pl.: fję²rt fürchte etc. b) Die Imperfecta mit Ausschluss der Endung a = nhd. en: 1. 3. sing tanzt. c) Alle Substantiva auf e: ke²rch, kîęrch Kirche; wîg Wiege, te²u Taube. d) Alle Plurale auf e: bâe¹m Bäume, fe⁰š Fische etc. etc.

Wenn wir endlich die wuchtige, formvernichtende Wirksamkeit des Hochtones in Zusammensetzungen in Betracht ziehen, was Rückert völlig

Digitized by Google

ausser Acht gelassen hat, so müssen wir auf eine andere Erklärung des schlesischen Accentes geleitet werden, denn dass derselbe etwas Eigentümliches hat, was sich auch schon der Beobachtung Weinholds nicht entzog, steht ausser Frage.

Nach meiner Ansicht begeht nun Rückert den Hauptfehler, dass er die Eigenart des schlesischen Accentes nicht in dem Quale, sondern in dem Quantum desselben findet. Ueberhaupt verwechselt er diese beiden, beim Accent scharf zu scheidenden Begriffe; während aus der ganzen Arbeit, insbesondere aus den von ihm gezogenen Consequenzen hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Länge und Kürze hervorgeht, dass er ganz allgemein dem schlesischen Hochtone ein geringeres absolutes Mass der Verstärkung vindiciert, fasst er an einer andern Stelle die besondere Exspirations f o r m als das Eigentümliche, wenn er (IV. pag. 329) sagt: „Die specifisch-schlesische Behandlungsweise der Wort- und Silbenbetonung besteht darin, dass der Hauptton mit merklich geringerer Wucht, ohne Vergleich leichter, als man es sonst aus deutschen Organen zu hören gewöhnt ist, über der Stelle schwebt, die er nach den immanenten Gesetzen der deutschen Sprache, wovon sich selbstverständlich auch keine ihrer Mundarten zu emancipieren versucht hat, einzunehmen berufen ist".

In dieser letzten Beobachtung liegt offenbar viel Richtiges, wenngleich es in dieser Allgemeinheit nicht hingestellt werden kann. Indem ich nun die Accent- und musikalischen Verhältnisse des Satzes als nicht in den Umfang meiner Arbeit gehörig, hier übergehe,*) hebe ich zunächst hervor, dass die Mundart zur Hervorhebung einer Silbe in zwei- oder mehrsilbigen Wörtern eine scharfe Scheidung zwischen einfachen und zusammengesetzten Wörtern macht.

B e i e i n f a c h e n z w e i s i l b i g e n W ö r t e r n p r a e d o m i n i e r t d e r m u s i k a l i s c h e ü b e r d e n e x s p i r a t o r i s c h e n A c c e n t, s o d a s s — i n A f f i r m a t i v s ä t z e n — d e r S t i m m t o n d e r W u r z e l s i l b e e t w a u m e i n e T e r z h ö h e r l i e g t, a l s d e r d e r A f f i x s i l b e.

Mit dieser Tonerhöhung combiniert sich nun der exspiratorische Accent. Um die Gesetzmässigkeit in der eigentümlichen Form desselben aufzufassen, muss man sich zunächst vergegenwärtigen, dass die aufgestellten Unterscheidungen in „energisch geschnittener" (Acut), „schwach geschnittener" (Gravis) und „geschliffener Accent" (Circumflex) eben nur ein Schulbehelf sind, dass die lebendige Sprache auch in dieser Richtung Uebergänge aufweist, welche die Formen der Exspirationsbewegung ebenfalls als etwas Fliessendes erscheinen lassen.

Dies zeigt sich in unsrer Mundart besonders in dem Verhältnisse zwischen Acut und Gravis. Charakteristisch ist zunächst, dass der Gravis entschieden praedominiert, so dass er auch durch nachfolgende Fortis nicht beschränkt wird, weshalb die Articulation derselben nur mit schwacher Muskelempfindung erfolgt; man vergl. z. B. nordd.: h ä t t e n mit unsrem: h ö² t a, oder: b e t t e n mit: b e⁰ t a etc.

D e r g e s c h n i t t e n e A c c e n t w i r d a b e r u m s o a c u t e r, j e m e h r s i c h d e r b e t r e f f e n d e V o c a l d e n E n d p u n k t e n d e s H a l b k r e i s e s n ä h e r t. Diese Erscheinung findet ihre Erklärung in dem verschiedenen Masse der Schallfülle, welche

*) Vergl. hierüber Merkel, Laletik pag. 412 ff.

Digitized by Google

den einzelnen Vocalen zukommt; das a mit grösster Schallfülle kennt meist nur den Gravis und Circumflex; bei i und u hingegen erfolgt der Expirationsstoss gleich anfangs ziemlich stark, um diese an und für sich klangärmeren Vocale zu deutlicherer Auffassung zu bringen.

Mit dieser minimalen Beschränkung des Acuts hängt auch die dem Schlesischen eigentümliche Erscheinung zusammen, dass die alten unechten Diphthonge sämmtlich monophtongirt werden und für dieselben eine prägnante Kürze eintritt, wenn die Natur der Schlussconsonanten eine Verschärfung zulässt. Z. B. g i s s a giessen, (§ 34) t i f f tief, s t u f f a Stufen etc. Auch die verschiedene und zum Theil schwankende Quantität in unserer Mundart ist von jenem Accentgesetze abhängig. Ich bezeichne nur Länge und Kürze, es ist aber festzuhalten, dass die als kurz erscheinenden Silben entweder halb lang oder prägnant kurz sind, je nachdem sie den Gravis oder Acut tragen; die kürzesten sind die schon oben erwähnten Stellvertreter für alte unechte Diphthonge.

Wenn wir nun aber Formen wie g i s s a giessen — mit charakteristischem Acut auf der Wurzelsilbe — und massa messen, mit dem Gravis, in Bezug auf die Affixsilben vergleichen, so können wir bei den beiden a nicht den geringsten Unterschied wahrnehmen, weder im Accent noch in der Quantität oder Klangfarbe. Es folgt daraus, dass diese klangvollere Affixsilbe a nicht, wie Rückert meint, von einer Schwebung des Accentes auf der Wurzelsilbe, auch nicht von einem verschiedenen Masse der Expiration, mit der die Wurzelsilbe hervorgebracht wird, abhängig sei, sondern von etwas beiden Worten Gemeinschaftlichem, d. i. vom musikalischen Accent. A u s d e m d e r M u n d a r t i m m a n e n t e n D r a n g , d e n V o c a l d e r W u r z e l s i l b e u m 3 T ö n e h ö h e r e r k l i n g e n z u l a s s e n e n t s p r i n g t d a s B e d ü r f n i s , d e m V o c a l d e r z w e i t e n S i l b e g r ö s s e r e T o n f ü l l e z u g e b e n , u m d a s d r e i s t u f i g e I n t e r v a l l z u d e u t l i c h e r P e r c e p t i o n d e s G e h ö r s z u b r i n g e n.

Der Unterschied in der Aussprache der beiden Wörter g i s s a und m a s s a liegt also lediglich darin, dass b e i gissa der Vocal gleich im Beginne seiner grössten Intensität geschnitten wird, wodurch der Vocal prägnant kurz und die nachfolgende Spirans als prägnante Fortis erscheint, während bei massa dasselbe Mass der Exspiration länger auf dem tonvolleren Vocal ruht, wodurch derselbe als halblang, die nachfolgende Spirans aber als Lenis auftritt.

Anders gestaltet sich die Accentuation in der Zusammensetzung. W ä h r e n d i m e i n f a c h e n W o r t e d i e T o n e r h ö h u n g d a s M i t t e l d e r H e r v o r h e b u n g b i l d e t , i s t e s i m z u s a m m e n g e s e t z t e n d i e T o n v e r s t ä r k u n g. Die Wirksamkeit dieses vorwiegend exspiratorischen Accentes zeigt sich in der Zerstörung der nächstfolgenden Silbe, in der für ursprünglich lebhaft gefärbten Vocal entweder reduciertes ę°, r oder l als Silbenbildner auftreten, ja in einzelnen Wörtern wird unter der Wucht dieses Accentes sogar der Wurzelvocal des Grundwortes synkopiert, so: âdepl (dreisilbig) und ârpl (zweisilbig) = Erdäpfel, se°nôwę°t und se°nwę°t = Sonnabend. Ferner führe ich aus meiner Mundart für die vocalvernichtende Wirksamkeit des Accents in Zusammensetzungen an: j ù r m ę° t = Jahrmarkt, t r ô ᶻ i w ṙ Tragbahre, in der Bedeutung = mhd. radeber, w o ᶻ l w l = wohlfeil, n o ᶻ k w ṙ = Nach-

Digitized by Google

bar, l e^{0} n k s l = Lenkseil, l e^{2} i m e^{0} t = Leinwand etc. An andern Orten Schlesiens geht die formvernichtende Wirkung des Hochtones noch weiter: a r b r = ehrbar, a r m f l = armvoll, b e u g s m = beugsam, m ö l z t = Malzeit, ô m t = Abend, o r š t = Ortscheit (Querbalken an der Deichsel) etc. (vergl. Weinh. Dial. p. 111–121).

Für die besondere Betonungsweise der Zusammensetzungen vermag ich auch eine auf diesem Gebiete anerkannte Autorität aufzuführen; Weinhold sagt (a. o. O. p. 120): „Der Hauptton liegt in der eigentlichen Zusammensetzung gewöhnlich so stark auf dem ersten Theile, dass dem zweiten nur ein leiser Nebenklang zufällt, welcher bis zur völligen Tonlosigkeit herabsinkt".

Die Lautierung der zweisilbigen Wörter ist der Typus für die Tonverhältnisse, welche die ganze Mundart durchdringen. Wenn das Wort sich zu einem dreisilbigen erweitert, nimmt Rückert (a. o. O. pag. 340) ein Fortrücken des Nebentones auf die dritte Silbe an; „es verliert sofort die zweite, tonlos werdende Silbe ihre bisherige Färbung, falls sie ein e enthält, ja selbst ein i der zweiten Ableitungssilbe ig in dreisilbigen Formen wird viel unentschiedener, mehr dem indifferenten ə genähert als in zweisilbigen." Leider bringt Rückert auch hier keine Beispiele; aus einer Betrachtung dreisilbiger Wörter meiner Mundart geht aber hervor, dass hier dasselbe stufenweise Abklingen wie im Schriftdeutschen und in andern Dialekten stattfindet; je weiter entfernt die Silbe vom Hochtone ist, desto schwächer erklingt sie. Lautet die dritte Silbe auf eine Liquida aus, so wird der vorhergehende Vocal entweder reduciert oder ganz absorbiert: h i r n i g ə r, h i r n i g ṛ gehörnter, teuflischer; s e^{0} t t n i g ə r, s e^{0} t t n i g ṛ solcher, r ô^{z} s n i g ə r rasender etc.

Was den musikalischen Accent anlangt, so kennt die Mundart auch bei dreisilbigen Worten nur die Zweistufigkeit; während nämlich auch hier die Wurzelsilbe um ungefähr eine Terz höher steht, befinden sich die beiden nachfolgenden Silben auf derselben Tonhöhe und unterscheiden sich also nur durch den gegen das Ende hin schwächeren expiratorischen Accent. Man kann diese Thatsache besonders bei tonvolleren Bildungssilben beobachten: z. B. š w i d r i c h a acc. schieläugigen, š t ä e^{1} n i c h l a Steinchen, š t î l i c h l a kleiner Stuhl, b â e^{1} n i c h l a Beinchen etc.

Auch in einsilbigen Wörtern reflectiert sich das allgemeine Betonungsprincip, welches das ganze Sprachgefühl durchdrungen hat. Während nämlich bei den zweisilbigen auf der Wurzelsilbe vorwiegend der Gravis steht, tritt in den entsprechenden einsilbigen der Circumflex ein, bei dem sich mit der zweimaligen Erhöhung der Intensität ein Wechsel in der Tonhöhe in der Weise verbindet, dass der zweite Accentgipfel auch mit niedrigerem Stimmtone erreicht wird. (Cf. Sievers a. o. O. pag. 116) z. B. m è^{0} n e r — m ô^{z} n, t è^{0} p a — t o^{1} u^{2} p, s è^{0} n l a — s e u^{0} n etc. So erhält also die Mundart durch den eigentümlichen musikalischen Rhythmus jenen Charakter, der bekanntlich schon Friedrich dem Grossen vortheilhaft aufgefallen ist, als er durch das schlesische a das farblose e der Schriftsprache zu verdrängen gesucht haben soll, jenen Charakter, der durch die Combination des musikalischen mit den mannigfachen verschiedenen Formen des exspiratorischen Accentes auch von Andern als „zum Singen geeignet" bezeichnet worden ist.

Digitized by Google

IV. Das etymologische Verhältnis der Mundart.

§. 13. In diesem Kapitel sollen die Vocale der Mundart mit dem alten Lautstande verglichen werden. Da die Mundart aber keine einheitliche Basis hat, aus welcher sie sich organisch entwickelt hätte, der mitteldeutsche Vocalismus übrigens auch im Einzelnen noch nicht festgestellt ist, so glaubte ich zur besseren Orientierung die einzelnen Lauterscheinungen unter dem entsprechenden mhd. Vocal abhandeln zu müssen. Wo die Quellen Material boten, wurde aber zur Vergleichung das Mitteldeutsche, insbesondere Altschlesische (aschl.) stellenweise auch das Niederdeutsche beigezogen. Selbstverständlich kann man unter dem Begriffe „altschlesisch" nur die auf schlesischem Boden seit der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts entwickelte Sprache verstehen, denn erst von jener Zeit besitzen wir schlesische Denkmäler. Leider sind die in Kunzdorf noch vor einigen Jahren vorhanden gewesenen mundartlich gefärbten Quellen sämmtlich verloren gegangen, so dass ich mich hinsichtlich des Altschlesischen lediglich auf Rückerts Entwurf (R. Entw.) beschränken musste.

Natürlich zeigen auch innerhalb des oben beschriebenen einheitlichen Sprachgebietes die einzelnen Locale noch immer lautliche Nuancen, welche ich aber nur dann aufgenommen habe, wenn sie mir von einigem wissenschaftlichen Werte für die Geschichte der Vocalentwickelung erschienen.*) Wo es mir möglich war, habe ich den Vocalwandel in Lautgesetze zu fassen gesucht. Vollständig gelingen wird dies wohl nur bei Mundarten von autochthonischem Charakter.

A. Die einfachen Vocale.

Mhd. î.

§ 14 Die seit dem XII. Jahrhundert erfolgte Diphthongierung des alten i in ei hat wie in allen Dialekten — mit Ausnahme des Alemannischen — auch in unserem um sich gegriffen; während aber anderwärts, selbst in mitteldeutschen Mundarten (Regel a. o. O. p. 7), die Ueberreste der erhaltenen i noch beträchtlich sind, findet sich hievon bei uns kein einziges Beispiel mehr. Die allgemeine Organstellung musste besonders den Wandel desjenigen Vocales zur Folge haben, dessen Bildung die energischeste und weiteste Vorstreckung der Zunge und die damit verbundene relativ grösste Erhebung des Kehlkopfes bedingte.

Scherer hat nun in seiner Erklärung der Diphthongierungen mit Hinweis auf die elsässische Aussprache darauf aufmerksam gemacht, dass sich die langen Vocale oft als eine Ligatur zweier Töne darstellen (pag. 44.) Offenbar wird diese Zweigipfligkeit der Aussprache bei denjenigen Wörtern deutlicher hervortreten, bei denen der geschliffene Accent (Circumflex) charakteristischer ist; dies ist bei

*) Hiebei bedeutet: K-Kunzdorf; A-Alzen; Kw.-Kurzwald; AB.-Altbielitz; Will.-Willamowitz; B-Bistrai; St.- der städtische Sprachbezirk. —

Digitized by Google

einsilbigen der Fall und hier besonders dann, wenn auf den Vocal eine Liquida oder ein Nasal folgt. In der That zeigen jene Worte: ezeit Zeit, mein, dein, sein in unseren schlesischen Denkmälern die ersten Spuren der Diphthongierung. (R. Entw. p. 32.) Scherer spricht sich über den ganzen Vorgang folgendermassen aus (p. 42): „Im baierischen Dialekt führte der Weg aus dem langen Vocal in den Diphthong durch mehrere Mittelstufen, indem zuerst ein unbestimmter, dem a näher stehender Vocal neben i [und u] erklang, so undeutlich anfangs noch, dass man bei schriftlicher Aufzeichnung zweifeln konnte, ob die reine Articulation folgte oder voranging und im elften Jahrhundert ie [uo] für i [ü] schrieb; der Vocal wurde aber bald deutlicher und erklang als e vor i [als o vor u], gleichsam als ein dem i und u assimiliertes a. Vermischung mit dem bestehenden ou trat ein, während das bisherige ei durch die Schreibung ai noch längere Zeit unterschieden blieb. Dann schwand auch diese Unterscheidung und die aus arischer Zeit herüber getragenen ai [und au] fielen mit den neuen bajuvarischen zusammen".

Diese für das Baierische angeführten Stufen lassen sich im Schlesischen Schritt für Schritt nachweisen. Beispiele für die Mittelstufe zwischen der einfachen Länge und dem Diphthong bringt Rückert (Entw. p. 107; Leben Ludw. 162). In unserer Mundart aber erklingt die erste Componente in verschiedenen Modificationen des e.

1. — $e^{ə}i$ — Die weitaus überwiegende Anzahl der Wörter hat $e^{ə}i$; es ist der regelmässige Stellvertreter für i: $be^{ə}il$ mhd. bil, $ke^{ə}il$ mhd. kil, $dⁱwe^{ə}il$ wile, $le^{ə}im$ mhd. lîm, $we^{ə}in$ mhd. wîn, $šwe^{ə}in$ mhd. swîn, $me^{ə}i$ mhd. mîn, $de^{ə}i$, $se^{ə}i$, $še^{ə}iwa$ mhd. schîben, $we^{ə}iwer$ pl. (wîp), $re^{ə}isig$ mhd. rîsech, $bre^{ə}i$ brî, $dre^{ə}i$ drî, $štre^{ə}ifa$ strîf, $de^{ə}iksel$ mhd. dîhsel, $fe^{ə}in$ fîn, $tre^{ə}iwa$ treiben, $šre^{ə}iwa$ schreiben, $kre^{ə}it$ Kreide, $šne^{ə}ida$ schneiden, $štre^{ə}it$ Streit, $še^{ə}it$ Scheit, $e^{ə}isa$ Eisen, $re^{ə}ich$ reich, $we^{ə}it$ weit, $we^{ə}is$ weiss, $kle^{ə}ia$ Kleie, $ze^{ə}idla$ Zeile, $be^{ə}icht$ Beichte, $gre^{ə}ina$ mhd. grîne, $he^{ə}iro^{ə}t$ mhd. hîrât, $šte^{ə}ic$ mhd. stîc, $še^{ə}in$ mhd. schîn, $zwe^{ə}ig$ mhd. zwîc etc.

2. — $e^{ə}i$ — Dass aber dieses $e^{ə}i$ aus einer Lautstufe hervorgegangen ist, deren erste Componente dem i näher lag, zeigen die Schwankungen, welche sich allenthalben vorfinden, denen aber nur Worte unterworfen sind, bei denen auf den Vocal ein Vorschlusslaut folgt. Neben dem regelmässigen $e^{ə}i$ findet sich in diesen Beispielen und hier besonders beim Dentalverschluss $e^{ə}i$: $ze^{ə}it$ mhd. zît, $we^{ə}it$ mhd. wîte, $ge^{ə}iga$ mhd. gîgen, $zwe^{ə}ic$ mhd. zwîc, $šte^{ə}ik$ mhd. stîc etc.

3. — $e^{ə}i$. $ê^{ə}$ — Während der echt dörfische Dialekt in der Diphthongierung nur bis $e^{ə}i$ vorgedrungen ist, zeigt das Städtische eine von verschiedenen Einflüssen herrührende Mannigfaltigkeit (§ 3); zunächst ebenfalls $e^{ə}i$, ohne dass sich ein festes Gesetz aufstellen liesse.

Bei einzelnen Wörtern und zwar merkwürdiger Weise besonders bei denen, die in den Denkmälern die ersten Beispiele von Diphthongierung darbieten, also bei den einsilbigen und denjenigen zweisilbigen, bei welchen auf i einfaches n folgte, sind die ersten Spuren einer Monophthongierung zu erkennen. Indem nämlich der auf der ersten Componenten des $e^{ə}i$ stehende Accent das e nach und nach auf Kosten des i dehnt, entstehen die Formen: $šê^{ə}in$ mhd. schîn, $šwê^{ə}in$ mhd.

Digitized by Google

swîn etc., welche in ihrer Weiterentwickelung endlich zu šê²n, šwê²n etc. gelangen können. Während ich aber in unsrem städtischen Sprachbezirk kein einziges Beispiel gefunden habe, welches Monophthongierung auch vor Explosivlauten bezeugt, scheint sich dieser Process an andern Orten weiter vollzogen zu haben, denn Weinhold (Dial. pag. 36, 37) führt auch an: Lêb, Wêp, wêt, Zêt u. A.* Dieser lange Vocal ê² dürfte auch jenen aschl. Formen zu Grunde liegen, welche Rückert (Entw. pag. 32) mit e aufführt: begreffet (capit) lechnams (corporis) drevaldekcit etc.

4. — ae¹ — Endlich ist St. auch ae¹ (über die Lautierung vergl. § 12) offenbar unter dem Einflusse der nhd. Aussprache eingedrungen. In den Städten selbst unterliegt der Vorgang keiner Gesetzmässigkeit, wenn man aber die zum städtischen Sprachbezirk behörigen Orte: A, A.B. Nieder K in Betracht zieht, so geht hervor, dass das ae¹ im Auslaute leichteren Eingang findet als im In- und Anlaut: mae¹, dae¹. sae¹ (mîn, dîn, sîn), bae¹ bî; auch klae¹a = Kleie.

5. — i — Ein wesentlich anderes Schicksal hatte î im Tiefton. Hier fehlte das zur Diphthongierung nötige Agens. Wenn der im Mitteldeutschen relativ stärkere Tiefton auch hie und da Ansätze hiezu machte, so dass wir Formen begegnen wie: aschl: wunderleich wunderlich, menschleich menschlich (R. Entw. p. 96, 97), finden wir doch bald i, jedenfalls kurz, durchgedrungen. Uebrigens schwanken schon die meisten Dichter der Blütezeit in ihren Reimen zwischen lich und lich, wie auch rich und rich wechseln. (Wn. Gr. § 16.)*) Auf dieser Stufe noch heute: menšlich menschlich, šañklich schändlich (W.), wuñderlich wunderlich (A.), Heinrich (A. Ab.) aber K: Heinre¹ch.

Dem Processe der Kürzung schliessen sich auch die aus Contraction entstandenen hochtonigen î an; doch kenne ich in der heutigen Mundart nur ein Beispiel, bei dem das i erhalten ist: gešitt md. geschit. Cf. § 34. (St.: gešît.)

6. — e⁰ — Aus der Kürze des i entwickelt sich ferner e⁰; so wegen des pro- und enklitischen Gebrauches: se⁰n md. sîn, schon aschl sen, ferner hochze⁰t (zît), wobei das kurze i als Uebergangslaut historisch allerdings nicht bezeugt zu sein scheint, endlich die alte Ableitungssilbe în: rô²dere⁰n Radmacherin; in zweisilbigen Worten ist dieses e⁰ reduciert: wîrten Wirtin, šolzen, ja oft völlig absorbiert, so dass das auslautende n als Silbenbildner auftritt. Bei zweisilbigen Eigennamen, an welche diese Ableitungssilbe getreten ist, erscheint jedoch der Vocal so schwankend, dass ich in einzelnen Fällen nicht im Stande war, die zwischen i und e liegende Klangfarbe desselben zu bestimmen: Matznerin, Matznere¹n. Hier ist der Auslaut des Eigennamens offenbar von Einfluss; so z. B. nur Bogišin, Englertin etc. e⁰ haben auch ausser gešitt die übrigen contrahierten Formen: ge⁰t md. git, le⁰t md. lît etc. Städtisch, wahrscheinlich wieder unter dem Einflusse des Nhd.: le¹t, ge¹t, hochze¹t.

7. — a — Eine weitere Stufe hat die Bildungssilbe elin in unsrer Mundart erreicht. Pietsch führt in Rückerts Entwurf (pag. 97 A.) nur zwei Beispiele auf, in denen der mhd. Diphthong durchgedrungen

*) Karl Weinhold: „Mittelhochdeutsche Grammatik". Paderborn 1877. (Wn. Gr.)

Digitized by Google

ist; die Mehrzahl der Fälle hat im Aschl. des XIV. Jahrhunderts elin, welches sich später in elen abgeschwächt haben muss, bis die tieftonige auslautende Verbindung en, wie diejenige im Infinitiv zu a wurde: k e⁰ n d l a Kindlein, t i c h l a Tüchlein, b l i m l a Blümlein etc.

Endlich sei noch unsres b i n n Biene Erwähnung gethan, welches auch Weinhold (Dialektf. p. 39) als einziges Beispiel mit erhaltenem kurzen i statt î aufführt. Ich halte dasselbe aber nicht für eine Ausnahme, da es sich wohl nicht aus mhd. bîn, sondern nach dem § 34 erörterten Processe aus einem Diphthong entwickelt hat: ahd. bîa mhd. bîe.

Mhd. I.

§ 15. Schon der Umstand, dass im Mitteldeutschen kurzes i in den Stämmen selten vorkommt, indem das wurzelhafte i oft auch ohne a in der Affixsilbe zu ë gebrochen ward, während die Organstellung die Erhöhung des Spaltungs E zu i verhinderte, erklärt die geringe Anzahl alter i in unsren mundartlichen Stammsilben.

1. — i — Als Kürze habe ich nur zwei Beispiele des alten I gefunden: riš = rasch und w i c k (A) ahd. wikka, mhd. wicke; die übrigen ad 7. c aufgeführten Fälle sind Erhöhungen der neueren Zeit.

2. — î — Für den Verlust des ursprünglichen î trat ein Ersatz ein durch Dehnung des alten i vor r mit Verschlusslaut oder tönender Spirans: k i r t Hirte, w i r t Wirt, b î r k mhd. birche, s t î r w stirb, g e b î r g Gebirge, š î r w a mhd. schirbe, später schërbe. K î r m e s s Kirchweihe etc. (Ferner im Auslaute bî ahd. biaz Will: b ô² aus dem zweiten Theile von bi-az entwickelt.) Schmidt erklärte die Dehnung dieser Vocale durch die Svarabhakti. *) Zunächst sei hier das Vorkommen svarabhaktierter Formen auch in unsrer Mundart constatiert; so die urdeutsche Svarabhakti in m e² l i c h ahd. milech, Milch, ferner b â r i g ahd. përeg Berg (Kw), Beispiele, in denen ich den neuen Vocal als ganz reines i vernehme; es fehlt aber auch nicht an Worten, bei denen zwischen r und der Gutturalis nur ein irrationialer Vocal hörbar ist, wie sich auch anderwärts, z. B. am Lech die Formen kirəch, birəkhe etc. vorfinden; (Cf. Schmeller § 274, 637, 541) ich würde sie mit Lexer (XII) auch mit i bezeichnen können, weil die auslautende Gutturalis gewöhnlich moulliert ist. Aus den local und individuell verschiedenen Formen: g e b e² r g' (K) g e b i̯ é² r g' (A) g e b i̯ é r ẹ⁰ g (A) g e b î r ẹ⁰ g' (Kw) geht wohl hervor, dass sich wirklich, wie Schmidt (pag. 376) darthut, die Endform g e b î r g gebildet hat, indem der Stimmton der Liquida sich zunächst zum selbständigen Vocal entwickelte, „der unbetont und jedenfalls bei seinem Auftreten irrational, in seiner Klangfarbe unbestimmt war, wie die Svarabhakti."

Diesen Schwankungen in der Aussprache des i vor r + Gutturalis gegenüber zeigen aber die Formen w î r t, k î r t eine auffallende Festigkeit, indem man nirgends einen Laut zwischen r und t hört, was auch erklärlich ist, da r und t homorgane Laute sind (Cf. Sievers pag. 142). Ich kann diese Formen daher auch nicht mit eigentlicher Svarabhakti erklären, wohl aber zeigen die einzelnen Locale eine Verschiedenheit im Verhältnisse des î zum nachfolgenden r.

*) Joh. Schmidt: „Zur Geschichte des indogermanischen Vocalismus" Weimar 1871 II. p. 373 ff.

Digitized by Google

Zunächst muss festgehalten werden, dass die Zeitdauer des î überall gleich lang und zwar eine entschiedene Länge ist. Meinem Organ ist es aber ohne besonderen Willensact gar nicht möglich, einfaches i vor r zu sprechen, wenn auf r noch ein Explosivlaut folgt; es drängt sich immer ein unqualificierbarer Theil des Stimmtons dazwischen, der sich in einzelnen Localen: A. Kw. Will zu deutlichem centralen e° entwickelt. Hiebei kann man aber an der Articulation des r wahrnehmen, dass dieses e° dem Stimmtone des r entnommen ist und zur Quantität des î in gar keiner Beziehung steht. Wenn also Schmidt die Uebergangsformen 1) wirət, 2) wiert (i u. e kurz) 3) wiert, 4) wirt aufstellt und bezüglich der dritten Form bemerkt: „Die Zeitdauer des i und die des e in der durch wiert wiedergegebenen Aussprache verhalten sich zu einander nicht wie 2 : 1, sondern etwa wie $1^1/_2 : {}^1/_2$ oder wie $1^3/_4 : {}^1/_4$“ (p. 377), so muss ich vom Standpunkte meiner Mundart folgende Entwicklungsformen aufstellen: 1) wirt mit jenem nicht charakteristisch modificierten Zwischenlaut zwischen î und r; bei r wird hier noch das bekannte Rollen vernommen. Lokal: K, welches auch sonst conservativere Formen aufweist; 2) wie°rt mit reduciertem r, welches nur durch einfaches, energisches Emporschnellen der Zungenspitze an den obern Rand der Schneidezähne hervorgebracht wird. Lokal: A. AB. Kw. 3) wie°t; das e ist rationale Kürze geworden, r völlig absorbiert. Lok. Will. Aehnliche progressive Reductionen des sonoren Consonanten lassen sich auch in tirolischen und schweizerischen Mundarten beobachten. Wenn also Schöpf berichtet (From. III 113), dass man im Pusterthale wiert (beide kurz) und wiert, im Etschthale wirt spricht, so folgt daraus noch nicht, dass i in wiert $1^1/_2$ in wirt 2 Moren fülle, sondern es dürfte auch hier der Unterschied in der qualitativen und quantitativen Beschaffenheit des r liegen.

3. — e° — Alle übrigen oberdeutschen i bewegen sich auf den verschiedensten Stufen der E-Laute. Historisch betrachtet hätten wir hier zwei verschiedene Vocale auseinander zu halten: das aus altarischem a abgespaltene, im Oberdeutschen unter den bekannten Bedingungen zu i erhöhte E und wurzelhaftes I. Wenn sich nun aber auch in mitteldeutschen Mundarten, besonders im Altschlesischen, die alten ë selbst in jenen Fällen als E-Laute erhielten, in denen oberdeutsch i durchdrungen ist,*) so ist doch andrerseits ausser Frage, dass einige mit dem i unter den für die Erhöhung zu i überhaupt günstigen Bedingungen nicht nur im Kampfe lagen (Weinh. Gr. § 32), sondern dass sie bei dem Eintritte dieser Bedingungen auch schon im Mitteldeutschen einen verhältnissmässig höheren Eigenton gehabt haben (Cf. Braune. Veldeke p. 268) müssen. Aus diesem Grunde und weil ferner im Mitteldeutschen wurzelhaftes ë mehr der Brechung unterlag als im Oberdeutschen, erklärt es sich, dass unsere Mundart gegenüber oberdeutschem wurzelhaftem und secundärem i im allgemeinen dasselbe Verhältnis aufweist. Vor jeder Doppelconsonanz (Ausnahme ad 6) tritt e° ein mit Gravis und dem entsprechender Halblänge: geš ne°tta ahd. gasnitan, tre°ft mhd. trift, gegre°ffa md. gegreffen, gre°ff,

*) Wn. Gram. § 32. „Dieses alte e ist nicht erst im XII. Jahrhundert schüchtern herausgeschlichen, hat im XIII., XIV. Jahrhundert plötzlich grosse Ausbreitung gefunden und ist dann sofort wieder gestorben, sondern es hat im Volksmunde immer gelebt.“ —

Digitized by Google

F r e^{o} t z Fritz, g e b e^{o} s s a md. gebessen, g e l e^{o} t t a aschl. geleden, r e^{o} t t e r md. retter, g e r e^{o} t t a md. geredn, š r e^{o} f t Schrift, g e w e^{o} s s gewiss, g e b l e^{o} c h a aschl. geblechen, f e^{o} f f Pfiff, g e f e^{o} f f a, š e^{o} t t e r mhd. schitere = lückenhaft, nicht dicht, g e š e^{o} s s a v. schîzen, š r e^{o} t t Schritt, g e š l e^{o} c h a geschlichen, š l e^{o} c h schlich, g e š l e^{o} f f a v. slîfe, g e š l e^{o} s s a (fädern) von slize, š l e^{o} t z Schlitz, g e š m e^{o} s s a von smîze, g e š t r e^{o} c h a von striche, e^{o} m m e r immer, š l e^{o} m m schlimm, h e^{o} m m e l und hemel Himmel, m e^{o} š a mischen, š w e^{o} m m a schwimmen, d e^{o} n n a (r sync.) drinnen, š p e^{o} n n a spinnen, g e w e^{o} n n a gewinnen, r e^{o} p a Rippen, e^{o} c h ich, m e^{o} c h mich, d e^{o} c h dich, r e^{o} c h t e r Richter, r e^{o} t z Ritz, z e^{o} t t e r n zittern, m e^{o} t t e l, h e^{o} t z Hitze, b l e^{o} c k Blick, š t r e^{o} c k Strick, b l e^{o} t z Blitz, b e s t bist etc.

4. — e^{o}i — Vor Linqualis (besonders n) und Gutturalis entstand schon seit dem XII. Jahrhundert nicht selten i. (Cf. Wn. Gr. § 72.) Dieses î liegt wohl auch den meisten der neueren Diphthongierungen in e^{o}i zu Grunde, welches sich ausnahmslos vor einfacher Consonanz entwickelt: b e^{o} i n mhd. bin, md. bin, e^{o} i n md. în, e^{o} i m mhd. im, h e^{o} i n md. hîn, f r e^{o} i t md. vride, š m e^{o} i t md. smît, g e w e^{o} i s gewîs, n e^{o} i d e r mhd. nider, f e^{o} i l mhd. vil, š p e^{o} i l mhd. spil, n e^{o} i m mhd. nim, s e^{o} i w a mhd. siben, š t e^{o} i w e l stifel, t e^{o} i g e l tigel, w e^{o} i s wise aschl. wese, g e b l e^{o} i n aschl. gebleben, l e^{o} i d i k mhd. lidec, aber auch selbst oberd. lëdec, g e š r e^{o} i w a md. geschreben, v e r z e^{o} i n md. verzegen, w e^{o} i d e r aschl. wedir, v e r l e i n aschl. vorlehen; daher unterscheidet die Mundart strenge: š r e^{z} i w a Inf. schreiben — š r e^{o} i w a 3. pl. Imp. schrieben etc.

5. — ê^{o} — In einigen Fällen verflüchtigt sich das i, wodurch e^{o} zur Länge wird, so vor š: t e^{o} i š — t ê š Tisch, f e^{o} i š — oft f ê^{o} š Fisch etc., halblang, wenn das Wort zweisilbig wird; t e^{o} i š — aber immer: t e^{o} š a dat plur, f e^{o} i š — f e^{o} š a dat. pl. (Gravis, Halblänge, cf. 3).

6. — e^{z} je^{z} — Palatales l bewahrt überall einen tieferen Eigenton des e: m e^{z} l i c h Milch, h e^{z} l f hilf, b e^{z} l d Bild. In einigen Lokalen, K. B, hat auch nachfolgendes r mit Liquida oder tonloser Spirans dieselbe Wirkung: b e^{z} r n Birne, g e š e^{z} r r Geschirr, š e^{z} r m Schirm, k e^{z} r š a Kirschen, š m e^{z} r n mhd. smirwen, md. smëren, w e^{z} r š t, w e^{z} r t 2. u. 3. prs. sing. neben bje^{z} rn, gešje^{z} rr etc.

7. — e^{i} — Dagegen haben offenbar wegen des alten Suffixes ja und der auf den Vocal folgenden mit i physiologisch verwandten Dentalis alle Orte: b e^{i} t t a bitten, s e^{i} t z a sitzen, aber l e^{o} i g a liegen. — (Vergl. ad 9.)

8. D i e s e m V o c a l s t a n d e s t e h e n n u n W a n d l u n g e n d e r n e u e s t e n Z e i t g e g e n ü b e r: Gerade in unsern Lokalen lässt sich genau beobachten, auf welchem Wege oberdeutsches secundäres i für das Spaltungs-E eingetreten ist. Da e für mhd. i in schlesischen Denkmälern des Mittelalters in sehr weitem, fast unbeschränktem Umfange stattfand (Rück. Entw. pag. 29), die heutige gemeinschlesische Mundart diesen Lautwandel resp. Lautbewahrung aber nur spärlich aufweist (Weinh. Dial. pag. 31), so ist der durchgängige Gebrauch dieses e in K und B ein Zeugnis für den conservativen Vocalstand dieser Orte. Dass aber das Durchdringen des i für altschlesisches e, besonders bei nachfolgendem n + Verschlusslaut

Digitized by Google

erst ein Process der neuesten Zeit ist, beweist die Wahrnehmung, dass die ältere Generation diese e noch treuer bewahrt, so wie ein Vergleich der heutigen Mundart mit wenig älteren dialektischen Aufzeichnungen. Auch Wülcker findet durch Vergleichung der heutigen Frankfurter Mundart mit der Sprache des im zweiten Jahrzehent dieses Jahrhunderts geschriebenen, „bürgerkapitäns" von Malss, dass vor 60 Jahren diese e noch zahlreicher waren als heutzutage. Wülcker: „Lauteigentümlichkeiten des Frankfurter Stadtdialektes." In diesem Umwandlungsprocesse können wir nun drei Stufen unterscheiden:

a) die älteste in K. und B. mit e^{o} vor n + Verschluss: we^{o}nd Wind, ke^{o}nder Kinder, fe^{o}nda finden, we^{o}nter Winter, de^{o}n Ding, gele^{o}na gelingen, ble^{o}nd blind, tre^{o}nka trinken, se^{o}na singen, se^{o}nka sinken, re^{o}n Ring, be^{o}nda binden, — he^{o}nder hinter.

b) Die Uebergangsstufe in A. Will. Kw.: sie charakterisirt sich durch Mouillierung des n und Erhöhung des e^{o} zu e^{i}: In denselben Worten: we^{i}ńd, ke^{i}ńder, fe^{i}ńda, we^{i}ńter, se^{i}n'a, gele^{i}n'a, fe^{i}n'er Finger etc.

c) Die jüngste Stufe in AB; hier ist i völlig durchgedrungen: sina, wind, kinder, blind, desgl. in allen obigen Fällen. Die Ursache dieses jüngsten Processes liegt vorwiegend in dem in neuerer Zeit beschleunigteren Redetempo begründet. Die Kunzdorfer werden von den Älznern wegen ihrer „gezue^{o}na sprô'ch" vielfach verspottet. Indem sich nun bei der starken Neigung zu dorsaler Articulation (§ 6) das Tempo beschleunigt, wird der Vocal immer constricter; aber auch der Einfluss der nhd. Schriftsprache mag hier nicht ohne Mitwirkung sein. Da der Vorgang nur dann stattfindet, wenn die Zunge nach dem n noch einen Verschluss zu bilden hat, so bleibt in allen Localen: ze^{o}ns Zins. Bemerkenswert ist hier noch, dass gerade das einzige: bre^{o}na bringen auch bei uns eine Ausnahmestellung einnimmt, indem n weder mouilliert, noch e in i erhöht wird; auch im Frankfurter Stadtdialekte hat es neben schwemme dieselbe Sonderstellung (Wülcker: Lanteig. pag. 13).

9. — e^{i} — Ein neuerer Lautwandel ist es auch, wenn die Städte, sowie jene Locale, bei denen vor n + Verschluss Monillierung des n eintritt oder i durchdringt, das e^{o} vor Doppel-t zu e^{i} erhöhen: ze^{i}ttern, me^{i}ttel, šne^{i}tter, be^{i}tter etc.

10. — i — In denselben Localen tritt auch im Gegensatze zu K. B (ad. 6) vor r mit Liquida oder tonloser Spirans wieder kurzes i ein birn, geširr etc. Auffällig ist hiebei, dass sich zwischen den beiden Lautierungen: be^{o}rn — birn keine Uebergänge vorfinden, (be^{o}rn oder be^{i}rn). Sollte also hier lediglich der Einfluss der Schriftsprache gewirkt haben?

11. — a^{n} — Durch Tonentrichtung entsteht auch vor einfacher Consonanz e^{n} z. B. me^{n}t mit; aus den Formen e^{n}im, e^{n}in ihm, ihn wird zunächst einfaches e^{n}; bei weiterer Schwächung endlich in unmittelbarer Nähe des Satztones: a^{n}m, a^{n}n z. B.: e^{n}in mû^{i} e^{n}ch ho^{i}it sân, an hô^{i} e^{n}ch e^{n}n o^{i}k âe^{i}mo^{i}l gesân, mû e^{n}ch a^{n}n we^{o}ider sân. Ihn muss ich heute sehen, und habe ich ihn nur einmal gesehen, muss ich ihn wieder sehen. Den Formen: traff sing. Praes. stât, nâm etc. liegt ë zu Grunde (§ 17).

Digitized by Google

12. — Vor r sind nur zwei Fälle zu unterscheiden; bei Tonstärke tritt î ein, bei Tonschwäche wird r Silbenbildner, also m î r — m ṙ; d î r — d ṙ. Die dazwischen liegenden Stufen lassen sich qualitativ nicht gut fixiren. Man vergleiche mit obigem Satze: d î r m ûˀ e°c h wô²s gân, an hô² e°c h deˀr (?) oˀk âeˀmoˀl wô²s gegân, mû e°c h dṙ weˀider wô²s gân.

13. — aoˀ — Die Praeposition „in" heisst nach Abfall des n (vergl. § 15.4, § 14.4) eˀi oder aeˀ, das contrahierte „in dem" = eˀm, in den = eˀn: aeˀ Âlza eˀm peˀuš in Alzen im Walde.

Mhd. ê.

§ 16. Die stellvertretenden Laute für mhd. ê weisen beinahe sämmtlich auf die gemeinsame Grundlage î hin. Auch in schlesischen Denkmälern des Mittelalters (Rück. Entw. pag. 36) findet sich das dem Niederdeutschen eigene und in die mitteldeutschen Dialekte eingedrungene i (Schmeller § 208).

1. — î — Monophthongisch hat sich heute i nur vor r erhalten: s î r mhd: sêr sehr, l î r n mhd. lêren.

2. — i — Vor Doppelconsonanz: w i n k wênic, z i n k a Zehen, i r š t e r aschl. irster.

3. — eˀi. Vor l, n und im Auslaute eˀi: s eˀi l mhd. sêle, eˀi e r eˀi b mhd. ê, êr, g eˀi n gehen, st eˀi n stehen (gên, stên) m eˀi mêr, w e°i mhd. wê, š p e°i, s n e°i, mhd. snê s eˀi r eˀi mhd. rèch. St. auch hier eˀi. —

4. — êˀ — Vor Dentalen haben alle Locale êˀ: zêˀtern, gezêter (zêter), P êˀ t e r aschl. Piter, b êˀ d e beide. Die nachfolgende Dentalis schneidet den Vocal, verwandelt den Circumflex in den Gravis und erhöht den Eigenton des eˀ (§ 15.9).

Mhd. ë.

§ 17. Das aus altarischem a abgespaltene ë muss im Mitteldeutschen die verschiedensten Eigentöne gehabt haben. Wenn es auch dort, wo oberdeutsch i durchdrungen ist, seinen specifischen E-Klang bewahrte, so ist doch zweifellos, dass es vor i, j, oft vor u sowie vor nasaler Consonanz eine höhere Klangstufe hatte, als dort, wo diese Bedingungen nicht vorhanden waren. (§ 15). Dies zeigt der Vocalwandel unsrer Mundart deutlich; die dem oberdeutschen secundären i entsprechenden mitteldeutschen E-Laute haben sich sämmtlich, wenn auch mit g e s u n k e n e r e m E i g e n t o n e, als e erhalten, während die auch im Oberdeutschen erhaltenen ë fast sämmtlich zu a geworden sind und auf diese Weise ihre altarische Klangstufe wieder zurück erhalten haben.

1. — a — Der Wandel des ë in a ist für die ältere Zeit nur sehr spärlich bezeugt, meist nur vor l oder r mit Muta, wenngleich die verschiedenen Schreibungen hiefür andeuten, dass der Laut schon damals nahe an a gelegen sein müsse (Rück. Entwurf pag. 55 ff.) Offenbar hängt der besondere Eigenton dieses e von der eigentümlichen Articulation der Consonanten oder von der allgemeinen Organstellung ab; so erklärt es die vorherrschende Kehlkopfarticulation, dass sich in alemannischen Denkmälern schon im XIV. Jahrhundert

Digitized by Google

a für ë vor den Consonanten r, l, h, g findet*) und wenn in mitteldeutschen Schriften dieser Lautwandel auch vor denselben Consonanten beginnt — mit Ausnahme des g — (Wn. Gr. § 23) so scheint hier vor allem doch die allgemeine Organstellung das eigentliche Agens des Ueberganges zu sein, denn heute ist derselbe an keine consonantische Nachbarschaft mehr gebunden.

a) Mit Länge: f â r c h ô¹ d e r Verchader, mhd. vërch (Redensart: hâr ho't se"ch di fârcho'der verrânkt, tödtliche Verletzung) l â w a mhd. lëben, n â w a nëben, š w â w e l mhd. swëbel, l â s a mhd. lësen, št â l a mhd. stëln, b r â m s f. mhd. brëme, b e f â l a mhd. bevëlhen, w â r mhd. wër, b â r mhd. bër, d â r mhd. dër, h â r mhd. ër, w â r d a mhd. werden. š m â r mhd. smër, w â r t mhd. wërt, h â r t mhd. hërt, â r t mhd. ërde, f â r š mhd. vërs, b r â t mhd. brët, f â d e r mhd. fëder, š â d e l mhd. schëdel, l â w ë mhd. lëbere, w â g' mhd. wëc, š m â r mhd. smëre, t r â t a mhd. trëten, b â t a bëten, b â s e m bëseme, g e w â s t mhd. gewësen, z â n mhd. zëhen, d â n, dâm, wâm, k â l b r e"u t a v. mhd. kële, Kehlbraten, m â l mhd. mël, w â t e r mhd. wëter, s â m e l mhd. sëmele, b â r g mhd. bërc (Kw. barig mit Halbl.) n â s t mhd. nëst, g â r n gërn, p â c h' pëch, g â l gëlb, k â w a mhd. këvere, š t â r n stërn, š t â r g mhd. stëc, k â r n kërn, g â r š t mhd. gërste; endlich die durch Contraction erstandenen: s â n sëhen, g â n aschl. gabin, g e š â n geschëhen.

b) Mit Halblänge: f a l' t mhd. vëlt, f a l' mhd. vëll, g e s a s s a, f r a s s a, v e r g a s s a mhd. vergëssen, b r a ch' a mhd. brëchen, s t a ch' a mhd. stëchen, š l a ch' t, r a ch' t, e r š r a ck' a, š n a ck' mhd. snëcke, w a k' s e l n mhd. wëhseln, š p a k' mhd. spëc, f l a k' mhd. vlëc, s a k' s mhd. sëhs, f l a ch t a mhd. vlëhten, r ó u t k a t l a Rotkehlchen, š w a s t e r mhd. swëster, m a l' k a, f a n s t r, z w a ck' a zwëcken, h a r z mhd. hërz, š m a r z, k n a ch t, g r a t š a ahd. pigrëtan (Weig. Wb. I. 454) grätschen.

c) Als entschiedene Kürzen vermag ich nur aufzuführen: b a t t l n mhd. bëtelen, t a l l r frz. tailloir, k w a l l mhd. quëlle. (Ueber das helle Timbre dieser a vergl. § 9, 3.)

2. — ao¹ — Palatales l löst sich, wenn es durch nachfolgende Consonanz geschlossen ist, im Gebirge oft in o¹ auf, so: s a o¹ w s t aschl. salbst, f a o¹ t vëlt etc.**) ein Vorgang, der in Siebenbürgen sogar vor r stattfindet.

3. — âe¹ — Ein zweiter Diphthong entsteht durch Verflüchtigung des g: s â g' a mhd. sëgen, aber: g o t t g e s â e¹ n š Gott segne es, 's r â e¹ n t es regnet; auch als eigentlicher Diphthong: 's r a e¹ n t.

4. — ₂ə — Meist vor ł hat sich in einigen Beispielen der in der Mundart aperteste e²-Laut erhalten: w e²ł t mhd. wërlt, g e²ł t mhd. gëlt, g e²ł t a mhd. gëlten, h e²ł mhd. hël, w e²ł a mhd. wëlle, h e²ł f a helfen; vor r in: w e²r f a wërfen, š e²r n mhd. schërn, š m e²r n: auch k e²k mhd. quëc, aber as. quic.

5. — e" — Die städtische Mundart hat in den ad 4 erwähnten Fällen, so wie vor ch und k, e": w e"l t, g e"l t, h e"l f a, z e"ch, s e"k s, š p e"k, e r š r e"k a, š n e"k etc.; ebenso K in z e"ch, m a e¹ l e"f t a g mein Lebtag, aber l â w a.

*) Weinhold K.: Alemannische Grammatik, Berlin 1863. § 11. 12.

**) G r a d l, „Zum Vocalismus der deutschen Dialekte." Der Au-Laut; in Ztschr. f. dtsch. Philol. Bd. III. pag. 346.

Digitized by Google

6. — i — Sehr selten ist schon in mittelalterlichen Quellen das Eindringen des niederdeutschen i für ë (Gr. Gramm. I³. 255; Rück. Entw. pag. 34); auch Weinhold führt nur Beispiele aus dem 16. und 17. Jahrhundert auf. Vereinzelt fand ich K. Will. B. šmirz aschl. smircze (dolor); allgemein: šwîrn mhd. swërn (ulcerare), aber: šwâr; *) im Tieftone: hârwrig mhd. herbërge, herbrige.

7. Synkopirt vor dem Hochton in: dṙbô²rma erbarmen; dṙwe°ša erwischer, dṙlaba etc.

8. — âe¹ — Endlich sei hier eines einzelnen Wortes erwähnt, dessen Vocal auf die Basis ai oder auf î schliessen lässt: klâe¹wa mhd. klëben ahd. klëbên ags. clifjan.

9. — a — Ueber die Stellvertretung des sogenannten irrationalen e in der Flexion vergl. pag. 15 und 22.

Mhd. $\hat{A}$.

§ 18. Das tonlange â hat in unsrer Mundart in der Vocalverschiebung die weitesten Wanderungen gemacht. Die nördlichen Mundarten des Fränkischen beginnen mit der Verdumpfung und schon das älteste Denkmal des Schlesischen, das Psaltarium per hebdom. c. versione german. aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts enthält eine Menge o statt â, deren Klang wohl anfangs zwischen a und o² geschwankt haben muss.

1. — â — Erhalten hat sich meines Wissens der ursprüngliche Vocal nur in štât mhd. stâte (Cf. Weinh. Dial. pag. 26).

2. — $\hat{a}$ — Die erste Stufe der Verschiebung zeigt das Städtische und zwar nicht der gesammte oben (§ 3) näher bezeichnete Sprachbezirk, sondern die Sprache der eigentlichen Städter. Hieraus ist nun freilich der Schluss berechtigt, dass wir es hier nicht mit der ältesten organischen Stufe, sondern mit dem Resultate einer Anlehnung des mundartlichen O- an den nhd. A-Laut zu thun haben. Von Bedeutung für die Geschichte dieses Lautwandels ist aber der Umstand, dass, während die Städte in allen Fällen jenes schwedische dumpfe a haben, vor r das reine ô¹ durchgedrungen ist: jô²r, wô²r, hô²r etc.

3. — ô² — Die zweite Stufe, welche das lange â in seinem Wandel eingenommen haben muss, war ô²; ob dazwischen noch, wie Wolff (a. o. O. pag. 30) meint, die Laufstufe ao gelegen sei, vermag ich für meine Mundarten nicht zu entscheiden, weil ich weder diesen Diphthong hier gehört, noch unter den heute in K. auf ô² stehenden Beispielen eine Neigung zu diphthongischer Aussprache entdeckt habe; dieselbe beginnt erst mit der Lautstufe ô¹. Die wenigen noch in K. und B auf der ô²-Stufe stehen gebliebenen Beispiele lauten meist auf die Spirans s und auf m und n aus; ô²ssa aschl. oszen (comederunt), kô²ma aschl. quomen (venerunt), nô²ma aschl. nâmen, krô²m, sô²ma, rô²snig rasend, plô²n plân u. A. Es scheinen also diese Consonanten den Lautwandel am längsten aufgehalten zu haben; eine feste Regel will ich aber hiemit nicht aufstellen. Während auf der Stufe ô² der Lautwandel des Städtischen aufhört, beginnt er erst hier für das heutige Dörfische.

*) Graff: Althochdeutscher Sprachschatz. Berlin 1834—42; 6, 889.

Digitized by Google

4. — ô¹ — Der typische Stellvertreter für â ist nun o¹: r ô¹ t aschl. rot (consilium) š t r ô¹ f aschl. strofe (pocna), f r ô¹ g a aschl. vrogin (quaerere), ô¹ d e m aschl. odim (spiritus) š p r o¹ c h a aschl. sprochin, ô¹ w e°¹ t aschl. obenczit, n ô¹ c h aschl. noch (post) š l ô¹ t a aschl. slofin, d ô¹ c h t mhd. dâhte, b r ô¹ h t mhd. brâhte, m ô¹ l mhd. mâl, š ô¹ f mhd. schâf, b l ô¹ s a mhd. blâse, b r ô¹ t a mhd. brâte, m ô¹ n t mhd. mân, m ô¹ s s mhd. mâze, š t r ô¹ s s mhd. strâze, ô¹ d e r mhd. âder, n ô¹ t mhd. nât, g e t o¹ n mhd. getân etc.

5. — o¹u — Alle jene unter 4 angeführten Wörter werden überall mit zweigipfligem Accent gesprochen und zwar so, dass der zweite, geringere Gipfel gegen u hin neigt. Unter gewissen Bedingungen aber tritt eine Gleichwertigkeit beider Componenten ein, so dass wir den echten Diphthong o¹u erhalten. Vereinzelte Anzeichen hievon finden sich schon seit dem XV. Jahrhundert slouffin (slâfin), frouge (frâge) rowthe (râte) (R. Entw. p. 115).

Nach meinen Beobachtungen lassen sich über den Eintritt dieses Diphthonges folgende Sätze aufstellen: a) Der Diphthong herrscht im allgemeinen mehr im Gebirge als im Flachlande; b) er steht fast ausnahmslos im Auslaute; hiemit hängt zusammen, dass auslautendes â in schlesischen Denkmälern des Mittelalters beinahe ausschliesslich als o erscheint: Rück. Entw. pag. 38: j o¹u aschl. jo, d o¹u aschl. do, n o¹u aschl. no (nach), w o¹u aschl. sogar wu (Mitte des 15. Jahrhundert), g r o¹u mhd. grâ, m o¹u auch mhd. neben mâge, mân, môn b l o¹u mhd. blâ, k r o¹u mhd. krâ; c) sowohl die Stellung des Wortes im Satztone, wie in Pausa begünstigen den Diphthong; d) die Nachbarschaft auch sonst verdumpfend wirkender Consonanten, besonders palatales ł und w: o¹u we°¹ aschl. obent, n o¹u l d md. nôlde.

6. — u̯ô¹ — Vorausgehendes palatales ł entwickelt vor ô den Halbvocal u̯: b ł u̯ ô¹ s a mhd. blâse; b ł u̯ ô¹ mhd. blâ, k ł u̯ ô¹ a mhd. klâwen;

7. — u̯ô² — bei nachfolgendem r geht hiebei der Vocal an die Apertur zurück: kł u̯ ô²r.

8. — û¹, $\hat{u}^{0}$ — Während sich der spontane Lautwandel des â nur bis ô¹ und dem entsprechenden Diphthong o¹u vollzogen hat, bewirkt nachfolgendes r eine weitere Verschiebung bis û¹ resp. $\hat{u}^{0}$. Dass das r schon in älterer Zeit und auch anderwärts in Deutschland die Vocale nach dem äussersten Punkte ihrer Entwickelungsrichtung trieb, lässt sich vielfach nachweisen; so aus der Mitte des 14. Jahrh. auch in schlesischen Denkmälern: w u r n wâren; so reimt auch bei Veldeke das niederl. oe nur vor r auf u*). Für unsre: jû¹r aschl. jor, w û¹ r aschl. wor, p û r neben p u̯ ô²r mhd. pâr h û r neben hu̯ô²r tritt nun aber, besonders charakteristisch im Satztone, der § 10 näher beschriebene Vermittellungsvocal $\hat{u}^{0}$ ein (Vrgl. die Bedingungen des Eintritts von u̯i und úi § 11,3), wie auch im Siebenbürgischen dieses u von einem i-Laute durchsetzt ist. Vergl. unser: j $\hat{u}^{0}$ r mit siebenb.: g i u r.

9. Halblang wird altes â nur durch Accentschwäche; im Tiefton: h e²i r o²t mhd. hîrât, ferner in Folge der Stellung im Satze: h o²n, h o²t aschl. hot mhd. hât, g e h o²t, l o²n mhd. lân,

*) Braune. „Ueber Heinrich von Veldeke" Ztschr. f. Dtsch. Phil. IV. pag. 271.

Digitized by Google

g e l o^{z} n, dem entsprechend auch: w u o^{z} r n mhd. wâren, dessen Quantität auch andrerseits durch das Flexions-n bewirkt wird, wie denn auch die Substantiva im dat. plur.: j u r n, h ú o^{z} r n etc. an Quantität verlieren, wenn sie auch nicht geradezu kurz werden. (Cf. Regel a. o. Q. pag. 43). Im Auslaute erhält jedoch der Vocal auch bei Accententziehung seine volle Länge wieder: h ö^{z}; l ö^{l} l p. sing; Imp. Das Städtische d ä c h t mhd. dâhte und j ä m m e r mhd. jâmer aschl. jomir hat diese Kürzen nach Analogie des Neuhochdeutschen entwickelt.

§ 19. Der U m l a u t des â ist im Mitteldeutschen reichlich entwickelt; das unserem Dialekte so nahe verwandte Fränkische geht auch hierin wieder andern Mundarten voraus.

1. — e^{e}i — Der regelmässige Vertreter für umgelautetes â ist e^{e}i: s e^{e} i l i k mhd. saelig, š p e^{e} i n g e n e^{e} i m mhd. genaeme, š p r e^{e} i c h mhd. spraeche, k e^{e} i m a mhd. kaemen, g n e^{e} i d i g genaedic, š p e^{e} i t mhd. spaete, b r e^{e} i c h a mhd. braechen, b e k w e^{e} i m mhd. bequaeme, k e^{e} i s kaese, w e^{e} i n mhd. waejen, d r e^{e} i n mhd. draejen, s l e^{e} i f t; t e^{e} i t a, g e^{e} i conj. etc. Schon in schlesischen Denkmälern erscheint ei (Rück. Entw. p. 98), ohne dass aber die Quantität und Qualität der beiden Componenten ersichtlich wäre. Der heutige Laut, der mit unserm Stellvertreter für oberd. i zusammenfällt (§ 15.$_{4}$), weist darauf hin, dass er mit jenem niederdeutschen ê verwandt ist, welches sich durch hohen Eigenton charakterisiert, oftmals geradezu mit i im Reime steht und auch ins Mitteldeutsche eingedrungen ist. W. Grimm Athis 1, 12; Pfeiffer Mystiker 1.571.

2. — î — Auch diesen Umlaut, md. ê, hat nachfolgendes r schon im Mittelalter zur äussersten Constrictur getrieben; (vergl. § 15.$_{2}$ § 16.$_{1}$) heute: l i r aschl. lire mhd. laere, j î r i g mhd. jaerec, š w i r mhd. swaere.

3. — â, a — Zurückgezogen erscheint der Umlaut in: f å l a mhd. vaelen, f å l e r, d r a k' s l e r ahd. d r â h s i l, d r a k' s e l n u. einigen andern. Wn. Gr. § 57 R. Entw. p. 24.

4 — o^{l} — Die Formen r o^{l} t s t, r o^{l} t v. râte deuten darauf hin, dass sie sich unmittelbar aus â entwickelt haben. (§ 18.$_{4}$).

Mhd. A.

§ 20. Wenngleich das Mitteldeutsche altes echtes A in den Stämmen rein erhalten hat, so dass in einigen Worten: s a l w a n e n, h a l e n etc. der ursprüngliche Vocal sogar der gemeindeutschen Verdumpfung gegenüber bewahrt erscheint, beginnt in den östlichen Mundarten, besonders in den schlesischen, der Wandel nach o bereits im 14. Jahrhundert namhaft zu werden. Nachfolgende Liquid., bes. r, eröffnen diese Verschiebung, so dass der allgemeine Lautstand für a in unsrer Mundart o^{z} geworden ist.

1. — a — A bleibt zunächst als Kürze gewahrt und zwar:

a) Vor Gutturalen: a c k e r Acker, b a c k a, backen, f a c h Fach, b e f a c h t betrunken, l a c h a lachen, m a c h a machen, k a c h e l Kachel, s a c h Sache, s a c h t sachte, š l a c h t a schlachten, a c h t, t r a c h t Tracht.

b) Vor n mit folgendem Dental- oder Gutturalverschluss: Andres Andreas, a n d r e, l a n t, h a n t, r a n t, b r a n t, w a n t,

Digitized by Google

sant, se kanta sie kannten, gekant, bekant, šwanz, ganz, ranza, kranz, tanza tanzen, frštant Verstand, glanz, kanzęl pomęranz, lank, dank, danka, zank, bank, geštank, krank, šrank, štan, zan. Weder der einfache Nasal, noch nachfolgender Labialverschluss haben diese erhaltende Kraft: mô²n Mann, štoᵒ²mpa ahd. stamfôn.

2. — â — Mit veränderter Quantität wird der A-Laut bewahrt:

a) Vor Gutturalen: tâk mhd. tac, mâga m. mhd. mage, aber auch dort, wo das Nhd. die Kürze erhalten hat: bâch f. Bach m, dâch Dach, wâksa wachsen, âksęl Achsel, wâks Wachs, flâks Flachs.

b) Vor l mit Dentalverschluss: gewâlt Gewalt, kâlt kalt, hâlda halten, sâlz Salz, sâlza salzen, wâlt Wald, bâlt bald, âlt alt. Wenn übrigens Weinhold (Dialektf. p. 27) die Ursache der Quantitätsveränderung des a in â dem Ausfalle des dem l folgenden Consonanten zuschreibt, so sprechen unsre Idiome insoferne dagegen, als in den von ihm citirten Worten: âle, kâle, wâle in unsrer Mundart das a entschieden lang ist mit ausnahmsloser Beibehaltung des Dentalverschlusses und zwar sowohl in einsilbigen als zweisilbigen Wörtern; die Ursache der Dehnung liegt vielmehr in der Wirkung des Accentes, der einen Theil des dem l gehörigen vocalischen Timbres an den Silbenträger attrahiert; der Ausfall der Lenis wäre dann erst die secundäre Erscheinung. *)

3. — oᵒ² — Die Verschiebung des a durchläuft nun in der U-Reihe mehrere Stufen; der Typus ist oᵒ². Wie bei â eröffnet und begünstigt auch hier nachfolgendes r den Lautwandel, wie aus den aschl. Denkmälern zu ersehen ist. (R. Entw. p. 39.) Heute hat r den Vocal noch weiter nach der Constrictur getrieben, während oᵒ² vor allen andern Consonanten steht.

a) Schwankend zwischen Kürze und Halblänge: goᵒ²ss Gasse, schoᵒ²ff Schaff, floᵒ²ster Pflaster, ploᵒ²tt Platte, gloᵒ²tt glatt, bloᵒ²tt blatt, roᵒ²tz Ratte, štoᵒ²mm Stamm, koᵒ²mmęr Kammer, koᵒ²nn Kanne, woᵒ²nn Wanne, foᵒ²nn Pfanne, noᵒ²ss nass, roᵒ²mft Rampft, foᵒ²lla fallen, zusoᵒ²mma zusammen, moᵒ²ncher mancher, knoᵒ²pp knapp, koᵒ²tz Katze, oᵒ²pęl Apfel, soᵒ²tz (Sprung), kroᵒ²ft Kraft, soᵒ²ft Saft, soᵒ²meᵒ²t = samit, oᵒ²ff Affe, goᵒ²ffa, koᵒ²lp Kalb, oᵒ²lles alles etc.

b) Entschiedene Halblänge vor st: loᵒ²st Last, goᵒ²st Gast, koᵒ²sta Kasten.

c) Länge: tôᵒ²l mhd. tal, zôᵒ²l mhd. zal, sôᵒ²l mhd. sal, fôᵒ²tęr mhd. vater städt.: foᵒ²tęr, hôᵒ²s mhd. hase, šnôᵒ²węl mhd. snabel, fôᵒ²dem vadem, grôᵒ²s mhd. gras, toᵒ²fęl mhd. tavele, grôᵒ²f mhd. grap, goᵒ² mhd. gab, nôᵒ²s mhd. nase, môᵒ²t mhd. made etc; auch in allen Worten, die das Nhd. durch neugeschaffene Positionen den Längen gleichweitig gemacht hat, z. B.: hôᵒ²męr mhd. hamer, môᵒ²n mhd. man, šôᵒ²ta mhd. schaten etc., dagegen bleibt dem Nhd. gegenüber kurz: oᵒ²dęr mhd. aber.

4. — ǫ́ᵒ², úᵒ² — Vor r spaltet sich a in einen tieferen und einen höheren Vocal, die Vermittelung zeigt österreichisch oa. Die

*) Scherer: z. Gesch. d. dtsch. Spr. II. Aufl. pag. 508 A: „Ganz allgemein muss man sich gegenwärtig halten, dass was äusserlich betrachtet in der Sprache als Ersatz erscheint, meist die wahre Ursache des Verlustes ist."

Digitized by Google

Lautverbindung uo ist vor mehrfacher Consonanz prägnant kurz: šwuo²rz — šwûo²rz — šwûrz schwarz ebenso geduó²rrt — geduó²rrt — gedúrrt, nuo²rrn — nurrn dat pl. Narren etc. Ueber den Wechsel § 11.₂.

5. — uô² — Vor einfachem r + Cons. entwickelt sich die Länge uô²: duô²rf mhd. darf, špuô²rn mhd. sparn, fuô²rt mhd. vart, buô²rt mhd. bart, zuô²rt mhd. zart, šuô²rf scharf, suô²rc mhd. sarc, štuô²rk mhd. starc, guôrta mhd. garten u. A. Auch in diesem Falle erhält bei grösserem Nachdruck im Satze der Halbvocal einen deutlicheren Accent, dennoch scheinen mir die beiden Componenten niemals gleichwertig zu werden, weshalb ich auch den rationalen Diphthong uo² nicht besonders aufgeführt habe.

6. — uo¹ — In Will, wo die Reduction des r bis zur völligen Absorption vorschreitet, ändert sich mit der Entstehung eines rationalen Diphthongs auch die Klangfarbe des zweiten Theiles: duo¹f, buo¹we⁰ss barfuss etc.

7. — o²u² — Der umgekehrte Vorgang findet vor palatalem l statt; — ein irrationales u entwickelt sich mit o² zu dem rationalen Diphthong o²u²; für allgemeines ho²ᵘlf wo²ᵘłgern: in B und K: ho²u²f, wo²u²gern (walke) etc.

8. — âo¹ — Vor ł + Dentalis bleibt â, während sich ł in B und K zu o¹ auflöst: wâo¹t Wald, kâo¹t, hâo¹da etc. Cf. Gradl. a. o. O. p. 345. Es findet also bei der Constituierung des ł zu einem Vocale in Rücksicht auf den vorhergehenden Laut ein Abstandsmaximum statt. (ou², âo¹.)

9. — ô²i, o²ai — Als Resultat der Zusammenziehung von age erscheint ô²i, bei langsamem Redetempo zu o²ai triphthongiert. (§ 11.₄) klô²in — klo²ain mhd. klagen. aschl. cloen, clan, claen, clawen, štô²il — što²ail aschl. stoel (stagel), nô²il — no²ail mhd. nagel, aschl. nuil, jô²in — jo²ain mhd. jagen, ebenso: zô²il mhd. zagel, šlô²in mhd. schlagen.

10. — ûi, ue⁰i — Hiefür tritt in B und K kłûin — klue⁰in, nûil — nue⁰il etc. ein. Uebergangsstufe hiezu ist das im ganzen Sprachgebiete individuelle: klnô²in, nnô²il etc. Vergl. § 32.

11. — e⁰, ɨ — Die Verschiebung des a vollzieht sich regelmässig nur in der U-Reihe, was um so auffälliger ist, als der Wandel von a nach e im Mittelalter ziemlich häufig erscheint; Schmeller § 119, 122, Gr. Gram. 1³, 255. Neben andern mitteldeutschen Dialekten weist ihn besonders das Fränkische vor nachfolgendem r auf und beinahe in denselben Worten, die Wülcker aufführt, (Lauteig. a. o. O. pag. 18) findet er sich auch in schlesischen Denkmälern des Mittelalters. (Rück. Entw. pag. 29.)

Nur Tonentziehung vermag auch heute in unsrer Mundart a zu e⁰ abzuschwächen; so in den Bildungen: hâe¹me⁰t Heimat, le²ime⁰t Leinwand, jû⁰rme⁰t Jahrmarkt; ganz allgemein ist das durch seine tonschwache Stellung im Satze entstandene e⁰ in we⁰nn wann, welches schon in schlesischen Denkmälern vollständig durchgedrungen ist (Rück. Entwurf 29) und dessen sich auch der gebildete Schlesier nur schwer entschlagen kann.

Bei nachfolgendem r übernimmt dieses die vocalische Function, falls es silbenschliessend ist: dɨnôch, dɨfir, dɨwe⁰ider; vrgl. die Beispiele bei Benecke Wörtb. I. 306; in den Formen dre⁰m darum,

Digitized by Google

f r e^{0} m warum wird es synkopiert, ganz im Gegensatze zu andern schlesischen Formen, in denen diese a unter dem Einflusse des r sogar diphthongiert werden: waurim, daurim etc. (Weinh. Dial. pag. 61.) Auch in den Zusammensetzungen: n o^{z} k w i Nachbar, aschl. nwewer = nûeber und in t r ô^{z} i w i Tragbahre ist das e meist absorbiert.

Das Städtische d e^{z} r f, Nebenf. dje^{z}rf, welches sich auch anderwärts vorfindet, ist durch Analogiebildung aus dem Plural „dürfen" entstanden. (Cf. Wülcker a. o. O. pag. 16.)

§ 21. Der Umlaut des a in e hat sich im Mitteldeutschen nur langsam vollzogen; auffallend erscheint es daher, dass in altschlesischen Denkmälern ausser den landläufigsten nicht umgelauteten Formen wie magede, tagelich, Beispiele für zurückgebliebenen Umlaut nur selten sind. (Rück. Entw. 24. wo Pietsch noch einige Beispiele hinzufügt.) Trotzdem muss die Volkssprache den nicht umgelauteten Vocal auch im Mittelalter vielfach festgehalten haben, da unsre Mundart die verschiedenartigsten Stufen aufweist, durch welche sich der Process des Umlautes vollzogen hat. (Cf. Scherer a. o. O. 2. Auflage, p. 72 ff.)

1. — a — Der nicht umgelautete Vocal erscheint meist vor r + Cons. z. B. K. B. A.: F â r k e l Ferkel, â r w e^{0} s mhd. arwîz, erbiz, n a r r i s c h närrisch, â r w a erben, f â r t Pferd (phaerit — paraveredus) h â r w e s t Herbst, v i r t â r w a verderben, š t â r k a stärken, â r g e r n ärgern; aber auch vor anderen Consonanten: š â m a schämen, m a s s e r Messer, g r â n z Grenze, š a t z l a, r â d l a, f a s s l a etc. Den contrahierten Singularen: n û i l — n ô^{z} i l, w û i n — w ô^{z} i n etc. stehen die Plurale nâil, wâin zur Seite. Unter diesen Beispielen scheinen jedenfalls die mit r + Consonant den nicht umgelauteten Vocal von altersher bewahrt zu haben, da unser r keinerlei Mouillierung, zulässt und sich auch in Denkmälern das reine a vor Liquida cum muta gern behauptet (Wn. Gram. § 27); ob und inwieweit dagegen die übrigen a, besonders in den Deminutivbildungen mit la, alt oder Folge eines neueren Processes sind, lässt sich im Einzelnen schwer bestimmen. Offenbar wird aber in unsrer Mundart ein Zurückziehen des A-Umlautes nach Analogie durch den ganz allgemeinen Uebergang des ë zu a begünstigt.

2. Die einzelnen Zwischenstufen des Umlautsprocesses stellen sich in unsrer Mundart folgendermassen dar:

a) Der I-Laut wird bei gutturaler Media sowohl vor, als nach dem Consonanten wahrgenommen; wenn hierauf noch ein Vocal folgt, so ist die Lautierung zu bezeichnen: Will.: k â j g j a = gegen, s â j g j a sägen, t r â j g j e r Träger, auch m â j k j a (megedin) etc.

b) In den übrigen Localen durchdringt das i die ganze Consonantenmasse, wenn die Stammsilbe auf die in der Mundart mouillierbaren Consonanten k, g, ch, n, l schliesst; z. B.: l a k' a lecken, d a k' a decken, d a k' e l Deckel, r a k' a recken, d ą ń k' a denken, š ą ń k' a schenken, d r š r a k' a erschrecken, w a k' a wecken, b ą ń k' Bänke, n â c h t w a c h' t e r Nachtwächter, g e l a c h' t e r Gelächter, n a l' k' Nelke (negelîn), ą ń g' s t l i c h ängstlich, š m a k' a schmecken, h a k' a hecken (vergl. haka = hacken), š t a k' a Stecken, š t ą ń k' e r Stänker etc.; vereinzelt: l a š a mhd. leschen.

Die städtische Mundart hat in diesen Fällen meist e^{z}.

c) Die sub b angeführten Beispiele haben nur halblange Quantität; wo aber das ursprüngliche a nach den Gesetzen der Mundart

Digitized by Google

lang wird, wie vor l + Dentalis (§ 20, 2), da constituiert sich das i um so deutlicher als selbständiger Vocal mit tieferem Eigenton, je langsamer das Redetempo ist; so in K. und B.: ae'ltste älteste, kae'ldęr kälter, ae'ldern Eltern, wae'lder Wälder (selten). (Vergl. a. o. O. pag. 46.)

3. — e^{z} — Wo sich der Umlaut vollständig durchgesetzt hat, ist vor r und l: e^{z}: šwê^{z}rn mhd. swern, nê^{z}rn mhd. nern, šê^{z}rn mhd. schern = wohin schaffen. hel^{z}l mhd. helle = Hölle etc.

4. — e^{o} — Vor Linqualen e^{o}: be^{o}sser besser, re^{o}tta retten, ge^{o}st Gäste, we^{o}tt Wette, se^{o}tza setzen etc.

5. — e^{o}i, e^{z}i — Einfache Consonanz lässt die entsprechende Diphthongierung zu: ze^{o}in Zähne, ei^{o}sęl, gle^{o}isern, re^{o}idęr etc., jedoch: dr̂ze^{z}ila erzählen. Nbf.: zê^{z}n etc.

6. — jê^{z} — Für die sub 1 angeführten Beispiele (vor r) findet sich in AB., Kw., Will. meist jê^{z}: gjê^{z}rtla, wjê^{z}rma, štjê^{z}rka, hjê^{z}rwest, mjê^{z}rka etc. Städtisch, mit Wegfall des Halbvocales: gê^{z}rtla, wê^{z}rma etc.

7. — je^{z} — In den selteneren Fällen, in denen der Vocal kurz bleibt (§ 20, 4), tritt die entsprechende Kürze ein: šwje^{z}rzęr, gedie^{z}rrtęr etc. St. še^{z}rzer.

Mhd. O.

§ 22. Bei den Stellvertretungen für mhd. o lässt sich kein Unterschied zwischen Brechungs-o und dem aus altarischem a abgespaltenen wahrnehmen. Dem mhd. o entspricht mit geringen Ausnahmen auch in unsrer Mundart ein O-Laut, aber die Klangfarbe ist sogar innerhalb eines Locales so verschieden, dass es schwer wird, hiefür feste und erschöpfende Gesetze zu finden.

1. — o^{z} — Entschieden der Stufe o^{z} stehen die Vocale vor ch, ck und pp; also: ko^{z}cha kochen, wo^{z}ch, kno^{z}cha, gešto^{z}cha, gebro^{z}cha, do^{z}ch, glo^{z}ck, to^{z}ck mhd. tocke, bro^{z}cka, so^{z}cka, klo^{z}ppa, što^{z}ppa, tro^{z}ppa etc. Offenbar wurden diese Worte einstens mit dem Acut und prägnant kurz gesprochen; die heutige Mundart lässt auch hier den Gravis eintreten und dehnt sie bis zur Halblänge. Bei den einsilbigen kann man unter gewissen Verhältnissen im Redezusammenhang, besonders in Pausa, das Eintreten des wiegenden Accentes bemerken, der dem Vocale einen zweiten dumpferen und bei weitem schwächeren Ton verleiht, so dass wir zeichnen müssen: ko$^{z o^{1}}$ch, wo$^{z o^{1}}$ch etc. Diese Nuance tritt besonders vor lk und lt auf: fo^{z}lk wołka, gemo^{z}lka, gešwo^{z}lta etc.

2. — o^{1} — Nur vor ss, st, tz, tt hat sich o^{1} mit entschiedener Kürze festgesetzt: be g o^{1}ssa begossen, ko^{1}sta, glo^{1}tza etc.

3. — $o^{1}u^{z}$, $e^{o}u^{z}$ — Ist der Vocal, was vor Media, einfachem l und in andern Fällen nach eingetretener Einsilbigkeit Regel ist, lang geworden, so tritt Diphthongierung und weitere Verdumpfung zu $o^{1}u^{z}$ ein; bei geringerem Redenachdruck, freilich viel seltener als bei $o^{1}u^{1}$ (§ 24, 2), Abschwächung des ersten Theiles zu $e^{o}u^{z}$ (vergl. pag. 12): ko$^{1}u^{z}$p — ke$^{o}u^{z}$p Kopf, to$^{1}u^{z}$p — te$^{o}u^{z}$p Topf, ebenso: ro$^{1}u^{z}$k, lo$^{1}u^{z}$ch, ho$^{1}u^{z}$la, fro$^{1}u^{z}$š, šo$^{1}u^{z}$k, so$^{1}u^{z}$la, ko$^{1}u^{z}$la, lo$^{1}u^{z}$da, ho$^{1}u^{z}$sa, fo$^{1}u^{z}$gęl, o$^{1}u^{z}$wa, bo$^{1}u^{z}$dem etc. Dass schon im Mittelalter dieser Laut bald monophthongisch, bald diphthon-

Digitized by Google

gisch gesprochen wurde, beweisen die bei Weinhold (Gr. § 54) aufgeführten Schreibungen. (Vergl. Schmeller § 322.)

4. — o͡¹ — Der Städtebezirk neigt in diesem Falle zu o¹: k o͡¹ p, t o͡¹ p etc., jedoch gelten selbst hier die § 18 aufgeführten Bedingungen der Diphthongierung.

5. u̯o², úo — Die prägnant kurzen Vocalverbindungen treten vor r ein mit nachfolgendem n, ch oder mehrfacher Consonanz: mu̯o²rn — m ú o r n — m ú r n morgen über den Wechsel § 11.$_3$) ebenso: hu̯o²rn Horn, du̯o²rf, bu̯o²rn, štu̯o²rch, du̯orn, zu̯o²rn, bu̯o²ršta etc.

6. u̯²o¹ — In Will. durch Schwund des r: u̯²o¹: hu̯²o¹n, du̯²o¹f etc. Vergleich § 20.$_8$.

7. — û̯⁰ — Wenn sich vor r die Länge entwickeln kann (r, rt, rg, rw), so tritt û̯⁰ ein: wû̯⁰rt, Wort, û̯rt, bû̯⁰rer, tû̯r, sû̯rga, mû̯rga, bû̯rga, geštû̯⁰rwa etc.

8. — û¹ — St.: mûrga, wûrt etc.

9. — ûi, ue⁰i Als Resultat der Zusammenziehung: g e f l ûi n — g e f l ue⁰ i n mhd. geflogen, ebenso: b e l ûi n, g e z ûi n etc., aber vo¹it mhd. voget.

10. Endlich sei noch des Ueberganges des mhd. o in a Erwähnung gethan. Trotzdem derselbe im Mittelalter häufig vorkommt (Rückerts Entwurf 25), vermag Weinhold (Dial. 24) aus dem ganzen schlesischen Sprachgebiete für die heutige Mundart eigentlich nur vier Beispiele aufzuführen, während sich in unsrem Sprachgebiete kein einziger Fall hiefür findet. *) Daraus folgt, dass sich das Schlesische gegen jenen Lautwandel sträubt. Nur unser s ö¹ l = soll deutet darauf hin, dass es nicht aus dem gemeindeutschen sol, sondern aus md. sal entstanden ist, da für kurz o bei uns niemals ô² eintritt.

Der Umstand aber, dass in aschl. Denkmälern, besonders vor ch und ck, jenes a eingetreten war, erklärt, warum sich gerade vor diesen, dem a physiologisch verwandten Consonanten o² am längsten gehalten hat. (§ 22.$_1$.)

§ 23. Wenn wir den U m l a u t des a mit dem des o in unsrer Mundart vergleichen, so fällt es auf, dass jener in grosser Mannigfaltigkeit und verschiedener Abstufung erscheint, während für diesen fast durchgehends das centrale e⁰ steht. Es ist hieraus wohl die Vermutung berechtigt, dass sich der Umlautsprocess beim o — wenigstens innerhalb unsrer Mundart — auf einem andern Wege vollzogen haben müsse, als beim a, zumal der O-Umlaut schon in aschl. Denkmälern als e geschrieben erscheint. Rück. Entw. pag. 33.

1. — e⁰ – : h e⁰ l z l a Hölzlein, t r e⁰ p l a Tröpflein, l e⁰ c h l a Löchlein, t e⁰ p, l e⁰ c h e r, g l e⁰ c k l a, t e⁰ c h t e r, 's t r e⁰ p l t, h e⁰ l z e r n, k e⁰ m t, k e⁰ n t, e⁰ f t e r š r e⁰ c k etc.

2. — je², e² — Entsprechend dem u̯o vor r (§ 22.$_5$) ist der Umlaut in diesem Falle je²: h j e² r n l a Hörnlein, d j e² r f l a, d j e² r n l a etc. St.: d e² r f l a etc.

---

*) M a l s s sagt im Wörterbuche zu seinem Bürgercapitän: „Besonders Frauenzimmer sprechen das zu o gewordene u sowohl, als auch das ursprüngliche o oft wie das scharfe frz. a aus; z. B.: d u r s t — daršt, b u r š — b a r š etc. etc. Diese Aussprache rührt wahrscheinlich von einem gewissen Bemühen hochdeutsch (hachdeutsch) zu sprechen her". Ich kann hiefür nur das Städtische a f f aschl. uff anführen: a f f n b a o¹ m (§ 28.$_1$).

Digitized by Google

3. — î, îe, i̯ê², ê² — Der Umlaut der Längen vor r (§ 22.$_7$) ist jedoch in den einzelnen Dörfern verschieden: Will. A. Kw. meist i: w i r t l a, w î r t e r, i r t e r, š t i r w conj. etc.; daneben mit Reduction des r: w i e r t l a, und mit Absorption w i e² t l a (vergl. § 15.$_2$). A. B. K. endlich: w i̯ê² r t l a etc. St.: w ê² r t l a etc.

Mhd. ô.

§ 24. 1. — o¹ — Für mhd. ô kenne ich nur zwei Kürzen: š o¹ n t schon und K.: š o¹ t t a pl. = mhd. schôte.

2. — o¹u¹ — Hatte sich aus kurzem o der Vocal zur zweigipfligen Aussprache und damit zu grösserer Constrictur in vielen Fällen gleichsam emporgerungen, so tritt für mhd. ô beinahe ausschliesslich jener Diphthong ou auf. Bei genauerer Beobachtung ist derselbe aber doch verschieden von jenem, welcher kurz o entspricht. Der Accent sucht in seinem wiegenden Charakter die zweite Componente mehr auszuzeichnen, daher auch schon in md. und besonders in aschl. Denkmälern die häufige Schreibung u für ô. Wn. Gram. § 88. Rück. Entw. pag. 44. Hieraus folgen zwei Erscheinungen: 1. tritt bei schwächerer Betonung im Satze, wie schon § 8 pag. 12 erörtert wurde, für ou der in seiner ersten Componenten schwächere Diphthong e°u auf; 2) erfährt das e°u in seinem ersten Theile eine eigentümliche Klangmodification (öu), indem nämlich das u einen grösseren Nachdruck erhält, wird es constricter und die hiemit verbundene grössere Lippenarticulation wird für das e° anticipiert. Wir könnten daher das u in ou mit u¹ bezeichnen: o¹u¹; z. B.: b r o¹ u¹ t — b r e°u¹ t mhd. brôt aschl. brut, r o¹ u¹ t — r e°u¹ t rôt, ebenso: r o¹ u¹ s mhd. rôse, n o¹ u¹ t, b l o¹ u¹ s s aschl. bluss, š t o¹ u¹ s s aschl. stuss, f r o¹ u¹ mhd. frô, s o¹ u¹ mhd. sô, h o¹ u¹ c h, t o¹ u¹ t aschl. dut, s c h o¹ u¹ s, d o¹ u¹, l o¹ u¹ s etc.

3. — ô¹ — Monophthongiert erscheint der Vocal zuweilen in zweisilbigen Formen: d i̯ m ô¹ n e°i g r o¹ u¹ s s, aber: d i̯ g r ô¹ s s e m ô¹ n. Die Städter ziehen auch sonst den einfachen Vocal dem Diphthong vor.

4. — û, u — Der völlige Uebergang in û findet auch hier nur vor r statt: r û¹ r mhd. rôr, h û r t mhd. hôrte ahss. hurn, gehuret; mit nachfolgendem n kurz: u r n mhd. ôre. Ausnahmsweise: b u n n mhd. bône.

§ 25. 1. — e°i — Der Umlaut von ô ist e°i: š e°i n mhd. schoene, r e°i s l a mhd. roeselîn, b e°i s, l e°i s a n e°i t i g, f l e°i, k l e°i s l a etc.

2. — e° — Kurz erscheinen: h e° c h s t e mhd. hocheste und g r e° s s e̯ r.

3. — i — Entsprechend dem Eintritte des û für ô vor r (§ 24.$_4$) ist in diesem Falle der Umlaut î: r î r l a — r î e°r̯ l a (Cf. § 15) von r û r = rôr, h i r t — h i e°r̯ t, h i r n hören, n o¹ d l i r (v. urn) Nadelöhr, š t î r n etc.

Mhd. u.

§ 26. Liegt es in der allgemeinen Organstellung begründet, dass sich die Vocale sämmtlich dem u-Punkte der Vocallinie zuschieben, so ist es eine akustische Ursache, aus welcher die Mundart für reines

Digitized by Google

u einen besser percipierbaren Klang einzusetzen bestrebt ist. Nach O. Wolff („Sprache und Ohr" pag. 60 ff.) ist nämlich u wegen seines tiefen, das Ohr wenig ansprechenden Grundtones der tonschwächste Vocal, der nur bis zur Entfernung von 280 Schritten deutlich unterschieden werden kann.

1. — u — Kurzes u ist im ganzen Sprachgebiete meist nur durch die älteres u auch anderwärts schützende Gutturale ch gewahrt, ferner durch l, ng, ns: z. B.: Kuchęl Küche, frucht hungęr, jungfer, jung, zun, Kunst, sunst, dunst, gulda, šulz, šult, wulf etc.

2. Aus dem Streben, den Vocal vernehmbarer zu machen, gehen nun zwei Vocalwandlungen hervor:

A) Der u-Vocal wird von Linqualen mit einem i-Klange versetzt; dies geschieht auf dreierlei Weise: a) vor r tritt jener § 10 beschriebene dumpfe ü°-Laut ein; gebü°rt Geburt, ü°rbęrn, gürgęl etc. (prägnante Kürze), štü°rwa etc; — würm wegen des labialen An- und Auslaut meist ohne ü°; b) vor nd. erhält das u dadurch grössere Tonfülle, dass das nachfolgende n mouilliert wird; hiebei ist der i-Laut so charakteristisch, dass man versucht wäre, ihn als selbständigen Vocal zu fixiren: fuńd Fund, ruńd rund, gruńd, gesuńd, pluńder, wuńd, buńd, špuńd, šuńd, uńder etc. c) — úi, ụi —; vor t constituiert sich dieser i-Laut zu einem selbständigen Vocale: puitter. Butter, puitza, putzen etc. (Ueber Accent, Quantität und Qualität cf. § 11.$_3$.)

B) Dem Vocal wird durch Erweiterung der Oeffnung für den Eintritt des Expirationsstromes grössere Tonstärke gegeben, also Uebergang, resp. Rückgang zu o'. Dies findet in allen übrigen Fällen statt: po'ckel Buckel, zo'cker Zucker, šno'ppern, šlo'ck, verro'kt mhd. verruct, gedro'ckt mhd. gedruct, fo'fzig bro'mma, što'mmęl, drwo'št v. mhd. wüschen, so'mmer Sommer, gešpo'nna gesponnen etc. Vereinzelt kommt auch o' vor t vor (pag. 18 A).

3. — o'u' e°u' — In einsilbigen Worten tritt bei eintretender Länge o'u' und e°u' ein: bro'u'ch — bre°u'ch · Bruch, do'u'seln — de°useln md. dusen, uo'u'ss — ne°u'ss Nuss, po'uš — pe°uš Busch, so'u'n — se°un Sohn etc. (Vgl. § 24.$_2$).

4. — e° — Durch den Vermittelungsvocal ü° sind hindurchgegangen: e°ns uns, e°nsęr unser, e°m um, nd. üm, re°m, fre°m warum, se°nôwe°t Sonnabend; še°llik aus nd. schüllig mhd. schuldec.

5. — o', o² — Die städtische Mundart zeigt in ihrem Verhalten zum alten u keine strenge Regelmässigkeit. Das Mittel der Klangerhöhung durch den I-Laut ist ihr ganz fremd. Dafür treten o' und o² ein und zwar vor nd. o': što'nd, fo'nd, gro'nd etc., vor t und r aber: po²ttęr, gebo²rt, to²rkeln, wo²ršt Wurst, wo²rzęl Wurzel; auf den im städtischen Sprachbezirk liegenden Dörfern: gebuo²rt, tuo²rkeln etc. Für die übrigen Fälle weiss ich keine Regel anzugeben.

6. — a — Schliesslich sei hier noch des einzigen Wortes Erwähnung gethan, welches a für u hat: an ahd. anti mhd. unde. Ich

Digitized by Google

bin nicht der Ansicht Weinholds (Dial. pag. 25), dass sich diese Form aus dem von u n d e abgeschwächten o n d entwickelt hat und dass dann o in a übertrat, wiewohl sich o n d, wenn auch nicht in Schlesien, so in andern heutigen mitteld. Dialekten vorfindet. (Ob o¹ n d oder o² n d kann ich aus den Proben nicht entnehmen.) Für beide Vorgänge fehlen — wenigstens in der dörfischen Mundart — die Lautgesetze. Dagegen haben sich alle ahd. a vor der Lautverbindung nt in der Wurzel als reine a erhalten (§ 20); wir haben es daher wohl hier mit einer archaistischen Form zu thun, die noch heute im Riesengebirge a n t lautet.

§ 27. Der U m l a u t von u ist ebenfalls in die I-Reihe übergegangen.

1. — î — Nur vor r ist noch die erste Stufe erhalten: d ŗ wîrp conj. erwürbe, v ŗ tîrw verdürbe, štîrw, tîr, wîrmer, šîrga, wîrga, birdla, Will. bîeger Bürger, (Vergl. hierüber § 15.$_2$.)

2. — je^{z} — Kann sich vor r die Länge wegen nachfolgender Consonantenhäufung nicht entwickeln, so tritt je^{z} vor r ein: pje^{z}ršla Bürschlein, šje^{z}rz Schürze, fje^{z}rta fürchten, dje^{z}rft dürfte, d ŗ zje^{z}r n t erzürnt, dje^{z}rr dürr, wjerštla etc.

3. — e^{z} — Im städtischen Sprachbezirk fällt der Halbvocal fort: še^{z}rz, te^{z}rta, pe^{z}ršla etc.

4. — e^{v} — In allen übrigen Fällen ist der I-Laut nach e^{v} übergegangen: dre^{v}ck drücke, štre^{v}mp, fe^{v}mfte mhd. vümfte, pe^{v}tzla mhd. bützel, šle^{v}ssl, me^{v}tz, ne^{v}ss, še^{v}tta, še^{v}tteln, kne^{v}ttel, še^{v}chtern, dre^{v}cka, re^{v}cka, bre^{v}ck, šte^{v}ckla, pešla, te^{v}mpl, me^{v}ck, ze^{v}nda, we^{v}nša, šne^{v}ffeln.

5. — e^{vi} — Vor einfachem Consonantenschluss: e^{vi}: fle^{v}igel Flügel, e^{v}iwer, dre^{v}iwer, me^{v}il, šte^{v}iwla, he^{v}iwel mhd. hübel, se^{v}inla, pre^{v}igeln, se^{v}ila ahd. bisuljan, z ŗ dre^{v}imeln mhd. drüme etc.

6. — e^{i} e^{i}i — Die städtische Mundart hat auch hier das dem ursprünglichen I-Laut näher liegende é^{i} resp. e^{i}i: dre^{i}cka, stre^{i}mp, šle^{i}ssl, e^{i}iwer, me^{i}il etc., ja selbst im ländlichen Sprachbezirk schwankt e^{i} und e^{v} besonders vor t: še^{i}tta — še^{v}tta, pe^{i}tzla — pe^{v}tzla. Dass für den Umlaut von u = e^{v} noch ein höherer Eigenton als für den von o = e^{v} im Sprachbewusstsein des Bauers wurzelt, lässt sich durch einen einfachen Versuch constatieren: Die Worte: še^{v}ckla = Stückchen und šte^{v}ckla = Stöcklein haben sonst ganz gleichen Vocal. Veranlasst man aber den Bauer — ohne ihm die nhd. Uebersetzung vorzusagen — die Worte auszusprechen: „Ein Stückchen Stock", so articuliert er: a šte^{i}ckla šte^{v}ckla.

Mhd. û.

§ 28. Die Gunierung des ahd. und mhd. û erfolgte, einzelne frühere Spuren abgerechnet, im schlesischen Sprachgebiete seit der Mitte des XIV. Jahrhundert; auch hierin zeigt unsre Mundart, wie bei der Diphthongierung des mhd. î, mit dem Fränkischen eine grosse Verwandtschaft.

1. — u, û — Einzelne Ueberreste des alten û finden sich noch heute bei uns: l û r n mhd. lûren nhd. lauern; l û r, ahd. lûrâ, mhd. lûre, Nachwein, Wein aus den Trestern (übertragen); kurz in: p o m u c h e l (Cf. Wn. Dial. pag. 54.)

Digitized by Google

2. — e^{u} — Der typische Gunierungsvocal für û ist derselbe wie für î, nämlich e^{i}. Bei der grossen Regelmässigkeit, mit welcher derselbe auftritt, lässt sich für unser Sprachgebiet auf die Genesis desselben nichts schliessen, doch will ich darauf hinweisen, dass sich in schlesischen Denkmälern ganz entsprechend den e, welche wir bei der Gunierung des î nach dem i geschrieben gefunden haben, ebenfalls Schreibungen vorfinden wie hues für hûs. Cf. Entw. pag. 116. Wenn wir ferner beachten, wie die neueren Dehnungen des u heute zu e^{u} guniert werden, (§ 26_{3}) so könnten wir für mhd. û, natürlich nur rücksichtlich unsres Sprachgebietes, ebenfalls die Stufen vermuten: û, e^{u}, $e^{i}u^{i}$, und endlich ao^{i}; der specifisch schlesische, dumpfe ü^{u}-Klang erklärt die Stellvertretung des e^{i} für den eigentlichen Gunierungsvocal o. Beispiele: šr$e^{i}u^{i}$w mhd. schrûbe, k$e^{i}u^{i}$z mhd. kûze, br$e^{i}u^{i}$t mhd. brût, kt$e^{i}u^{i}$n mhd. klûben, d$e^{i}u^{i}$ma mhd. dûme, štr$e^{i}u^{i}$ch mhd. strûch, kr$e^{i}u^{i}$t mhd. krût, h$e^{i}u^{i}$t mhd. hût, p$e^{i}u^{i}$er mhd. bûr, k$e^{i}u^{i}$derwališ v. mhd. kiute prt. kûte = schwatze, f$e^{i}u^{i}$l, m$e^{i}u^{i}$l, z$e^{i}u^{i}$n, br$e^{i}u^{i}$n, štr$e^{i}u^{i}$ss, n$e^{i}u^{i}$s, r$e^{i}u^{i}$s (ûz, f$e^{i}u^{i}$st, l$e^{i}u^{i}$s, t$e^{i}u^{i}$ern, m$e^{i}u^{i}$s etc.

3. — ao^{i} — Dass auch $e^{i}n^{i}$ besonders unter dem starken Einflusse der nhd. Schriftsprache und dem der städtischen Mundart, welche durchgehends: dao^{i}ma, brao^{i}t, zao^{i}n etc. aufweist, in ao^{i} übergehen wird, lässt sich kaum bezweifeln. Im Auslaute finden wir schon im echten dörflschen Dialekte dieses ao^{i} t$e^{i}u^{i}$ — tao^{i} mhd. tûbe Taube, h$e^{i}u^{i}$ — hao^{i} mhd. hûbe Haube etc.

4. — o^{i} — Vereinzelt steht dro^{i}ff, o^{i}ff aschl. uff, off, wie in andern mitteldeutschen Dialekten. Der Uebergang geschah durch Verkürzung des û. (§ 22 A.) Cf. Rück. Entw. pag. 42. Vereinzelt auch: ff$\hat{o}^{i}$ma mhd. pflûme.

§ 29. 1. — o'i — Der Umlaut des û erscheint schon in aschl. Quellen ui, oi geschrieben. Rück. Entw. pag. 117, 112. Auch heute wird er durchgehends durch das tiefe o'i vertreten: ho'iser mhd. hiuser aschl. huiser, so'iern mhd. siuren, vo'ist, mo'iler, štro'is, so'ift, kro'itik, po'irisch, geštro'ich, blo'in md. blûen etc.

2. — e^{o} — Für he^{o}ffa Hanfe mhd. hûfe ist als Uebergang: hufe, hüfe anzunehmen.

3. — ụôi — šụô^{i}icha mhd. schiuhen, md. schûhen, lụô^{i}ichter mhd. linhtaere md. luhter, vergl. § 32_{3}.

4. — æe' — Städtisch: ae': hae'ser, sae'ern, vaest etc.

B. Die Diphthonge.

Mhd. ei.

§ 30. Beinahe in allen schlesischen Mundarten wird, wo nicht das Sprachbewusstsein durch äussere Einflüsse verderbt ist, das alte ei = got. ai von dem durch bairischen Einfluss aus î entstandenen ei strenge unterschieden, wenngleich auch die einzelnen Untermundarten diesen Unterschied in mannigfach eigentümlicher Weise festhalten.

Digitized by Google

Wie verschieden die Vertretungen für ei schon im Mittelalter innerhalb des schlesischen Sprachgebietes waren, geht hervor aus R. Entw. pag.: 31. 94. 84. 37. 105. 112. *)

1. — âe' — Unsre Mundart zeigt auch hierin strenge Regelmässigkeit. Die Wirkung des auf der ersten Componente ruhenden Accentes hat den ersten Vocal des Diphthongs um eine ganze Stufe tiefer gedrückt und ihm eine quantitative Ueberlegenheit über die zweite Componente gegeben, welche sich der ersten ebenfalls um eine Stufe assimilierte. So entstand der typische Stellvertreter âe': flâe'š Fleisch, bâe'n, âe'er, wâe'za, mâe'ster hâe'st mâe'st, âe'ch, zâe'cha, gâe's mhd. geiz Ziege, mâe's, lâe'm, hâe'me"t dr'hâe'm štâe'n râe'n, gemâe'n etc.

2. — â — Welchen Weg der Vocalwandel vermutlich weiter nehmen wird, können wir in einigen unsrer Locale beobachten. In Will. A., Kw. wird nämlich das i an den folgenden Consonanten abgegeben, falls derselbe mouillierbar ist; besonders findet dies vor t, n und den Gutturalen statt: klât' Kleid, getrât' Getreide, lât'er Leiter; nâk', wâch', sâg'er Uhr, štâń Stein etc.

3. — a — Vereinzelt erscheint der Vocal in diesem Falle auch verkürzt, Will.: latte'r klatt', štań, etc.

4. — e"i, e"i — Das mundartliche he"ilik geht auf ein md. hîlic aschl. hilig zurück, obwohl die Länge des i nicht sicher nachgewiesen ist. Ebenso darf nicht auffallen, dass das ei des Pract. Sing. der I-Klasse nicht âe' sondern e"i aufweist, da der Wurzelvocal des Plurals dieser Verbalklasse schon sehr früh in den Sing. eingedrungen ist, wenngleich sich noch bis ins 17. und 18. Jahrhundert Spuren des alten ei finden. (Wn. Dial. pag. 125). Daher tre"iw — treiwa von tre"iwa, šre"iw — šre"iwa von šre"iwa.

5. — î — Das einzige Beispiel für i = ei ist meines Wissens: klîn klein.

6. — ê" — Es ist schon § 3 erwähnt worden, dass die städtische Mundart nicht nur für mhd. i und ei gleichmässige ae' hat, sondern dass für ei auch parallel in einzelnen Fällen regellos e" eintritt: me"s Meise, wê"ssa, (auch kurz) ê" Ei, zwe" zwei etc.

7. — a" — Durch Tonentziehung wird in allen Localen der i-Laut an moullierbare Consonanten abgegeben und der Vocal mit jenem § 9_3 erwähnten tieferen Timbre verkürzt: ka"ń keinen, a"ń einen; mit Wegfall des Consonanten: ka" bre"ut kein Brot, a" štâe'n ein Stein. St.: ke"n, e"n etc.

8. — e" — Weiters hat sich durch Tonentziehung aus den aschl. Formen: gerechtekit, worhyt, anderwyt, boshyt, heute entwickelt: gerach'tike"t Gerechtigkeit, wâ"re"t Wahrheit, anderwe"t anderweit, bo'ushe"t Bosheit.

9. Synkopiert in wolwl wohlfeil, ârt mhd. arebeit, aschl. erbit; Veldeke: arbît. Weinhold vermutet hier eine andre Form des Suffixes; Gram. pag. 41 Anm.

---

*) Hiemit ist für die heutige Mundart zu vergleichen: Weinh. Dial. pag. 28, 29, 32, 34, 39, 40, 43, 44, 47, 63.

Digitized by Google

Mhd. ou.

§ 31. 1. — ao¹ — Der regelmässige Stellvertreter für den alten Diphthong got. au = ahd. mhd. ou ist: ao¹: t a o¹ p mhd. toup, b a o¹ m mhd. boum, l a o¹ b, t r a o¹ f, š t a o¹ p, a o¹ g, r a o¹ c h, t r a o¹ m etc.

2. — â — Während nun aber beim alten ei der Accent die erste Componente mit grosser Regelmässigkeit auf Kosten der zweiten dehnt, um dieselbe unter gewissen Bedingungen (§ 30_2) ganz verschwinden zu machen, können wir diese Dehnung bei au nur im Auslaute beobachten, wo sich neben den diphthongierten häufiger die mit â monophthongierten Formen vorfinden: â mhd. ouch, f r â mhd. frouwe, g e n â mhd. genouwe; desgleichen vor verwandtschaftlichem ch: a c h = â, râch mhd. rouch etc. Für die städtische Mundart ist â Regel: b â m, â g a, t r â m etc. (Vergl. Wülcker pag. 26.)

§ 32. 1. — ô²i — Der U m l a u t von ou, mhd. öu, ist ô²i; er tritt jedoch in unsrer Mundart, wie schon im Mittelalter (R. Entw. p. 105) viel umfangreicher auf als im Mhd., weshalb hier Beispiele erscheinen, bei denen der Umlaut sprachgeschichtlich zwar berechtigt ist, denen aber mhd. gewöhnlicher das nicht umgelautete ou entspricht: b ô²i m aschl. beume, k ô²i f a aschl. keufen (auch nhd. käufen), h ô²i p Haupt (älteres nhd. heupt), z ô²i b r e r aschl. czeuberer, g ł ô²i n aschl. gloyben mhd. gelouben, r ô²i w ę r mhd. roubaere und röuber, r ô²i f a, l ô²i f a, t ô²i f a, r ô²i c h e r n, ô²i g ł a, b ô²i g e l mhd. bouge (Bretzel) t r ô²i m a etc. (Cf. Kehrein I. § 131.)

2. Wo überhaupt tieferer Klangcharakter herrscht, wie in K. A. wird der Diphthong noch durch Vorschlag eines Halbvocales modificiert, der insbesondere nach palatalem ł deutlich hörbar ist: b ụ ô i m, k ụ ô i f a, h ụ ô i p, g ł ụ ô i n.

3. — ûi — Der Uebergang ụô²i führt im Gebirge (B.) zu ûi: g ł û i n, k û i f a etc.

4. — ô² — Auslautend und vor n findet sich A. B. Kw. K.: h ô² mhd. höu, š t r ô², f r ô² n, aber f r ô²' i t. (Cf. Fromm. 2, 331.)

5. — âe¹ — Die städtische Mundart hat entsprechend dem einfachen Vocal â für ou, den Umlaut âe¹: b â e¹ m, t r â e¹ m a, â e¹ g l a, k â e¹ f a, h â e¹ p, l â e¹ f a etc.

Mhd. iu.

§ 33. 1. — o'i — Die Stellvertretung des geschwächten Steigerungsdiphthonges au, mhd. iu (eu) ist lautlich ganz identisch mit dem Umlaute von û (§ 29): o'i: f l o'i s t, g o'i s t, š o'i s t gebräuchlicher aber: g i s s t, f l i s s t, š i s s t etc. (34); ferner: b ł o'i n mhd. bliuwen, b r o'i n mhd. briuwen, r o'i mhd. triuwe, t r o'i mhd. triuwe, o'i ę r. f o'i ę r, h o'i ę r, t o'i ę r, n o'i n etc.; neben dem gewöhnlichen t i f f vereinzelt auch t o'i f aschl. t u f. Cf. Rück. Entw. p. 46. Wn. Gramm. § 117.

2. — o' — Verkürzt mit Mouillierung des n nur: f r o' ń d mhd. friunt.

Mhd. ie.

§ 34. Charakteristisch ist für die gesammte schlesische Mundart, dass sie schon in älterer Zeit, besonders die unechten Diphthonge

Digitized by Google

monophthongierte. R. Entw. pag. 37. Dass wir hiebei eine wichtige Wirkung des dem Schlesischen eigentümlichen Accentes vor uns haben, ist schon § 12 erwähnt worden. Das Sprachgefühl, welches alle geistig gleichwertigen Silben auf gleiche Weise auszuzeichnen strebt, findet, wenn ihm auf der einen Seite Naturgesetze den Dienst versagen, auf einem anderen Wege Ersatz. Wie geringere Tonverstärkung mit musikalischer Erhöhung combiniert wird, so wird bei mangelnder Schallfülle die Exspiration so acut, dass der Accentgipfel für den zweiten Theil des Diphthonges entfällt.

1. — i — In der Monophthongierung des alten ie stimmen alle Locale überein, nur in der weitern Entwickelung des Stellvertreters herrscht Mannigfaltigkeit. Kurz i mit scharfer nachfolgender Fortis ist überall vor k, ch, t, n + Consonant und tonloser Spirans s: krick mhd. kriec, kricha mhd. kriechen, richa mhd. riechen, licht, zich, virbitta, mitt mhd. miete, ritt mhd. riet, gin mhd. gienc, fin mhd. vienc, hin mhd. hienc, dinst, dint, gissa, šissa, flissa, genissa mhd. geniezen etc.

2. — î — Regelmässig lang bleibt i vor tönender Spirans s, vor r, den Medien und w als dem Stellvertreter des b, Kw. A. AB.: nîsa mhd. niesen, frîrn mhd. vriesen, vîr, stîr, virlîrn, flîga, zîgel, bîga, lîdern dat. pl. von lîtt neben litt, šîwa, dîwa dat. pl. Dieben etc.

3. — ĭ, i — Schwankend ist die Quantität in allen übrigen Fällen, besonders vor l und f: hîlt — hilt mhd. hielt, fîl — fill (selten), šlîf — šliff, ebenso bei: brîf, rîf, lif; die städtische Mundart neigt, wohl unter dem Einflusse der Schriftsprache, zur Länge.

4. — e°i — Bei langsamerem Redetempo werden die sub 2 und 3 angeführten langen ĭ, besonders in K., zu e°i diphthongiert: ne°isa, ze°igel, še°iwa, he°ilt, re°if etc.; nur vor r bleibt auch hier stets die einfache Länge.

5. — e' — Vor den Gutturalen k und ch geht das kurze i in K. und B. zu e' mit derselben energischen Kürze über: kre'ck, kre'cha, ze'ch, re'cha, le'cht.

6. — i, e° — Durch Tonentziehung entsteht i oder e°, di — de° mhd. die, si — se° mhd. sie.

7. Hieher gehören wohl auch die energischen Kürzen in binn (§ 14.$_7$) gešitt (§ 14.$_5$) md. geschit, aber alem.: geschiet aus geschihet.

Mhd. uo.

§ 35. Dieselbe Wirkung wie ie gegenüber zeigt der schlesische Accent bei uo. Schon in aschl. Denkmälern findet sich jene charakteristische Kürze u für uo häufig: guttiger, blutte etc. (R. Entw. p. 45.)

1. — u, ü° — Prägnante Kürze tritt ein vor ck, ch, ff, st: genuck mhd. genuoc, buch mhd. buoch, tuch, flucha, kucha, ruffa, stuffa, husta. Hiefür besonders in Kw. stellvertretend das dumpfe ü° auf: bü°ch, rü°ffa etc.

2. — úi, u̯i — Vor t das prägnant kurze u̯i: blúit — blu̯it mhd. bluot, gúit — gu̯it mhd. guot, húit — hu̯it mhd. huot, rúitt — ru̯itt mhd. ruote, túitt — tu̯it mhd. tuot. Vergl. § 11.$_3$, § 26.$_2$ c.

Digitized by Google

3. — û, $\hat{u}^{o}$ — Schon im XII. Jahrhundert war û für uo so eingebürgert, dass die im XIV. Jahrhundert erscheinenden Spuren von uo nur als Folge der gebildeten Schreibweise angesehen werden können. Heute bleibt der Vocal regelmässig lang im Auslaute und vor l, m, n, r. Der $\hat{u}^{o}$-Laut tritt hier noch öfter stellvertretend auf als bei kurz u: kû md. kû Kuh, mû mhd. muoz, šû Schuhe, štûl, šnûr, šwûr, fûr, blûm, mûm, tûn; bes. Kw.: kw$\hat{u}^{o}$, šw$\hat{u}^{o}$ etc.

4. — $e^{o}u^{i}$ — Vor Medien und tönender Spirans s unterliegt der Vocal neurer Diphthongierung: br$e^{o}u^{i}$dęr (neben brûdęr) mhd. bruoder, l$e^{o}u^{i}$dęr — lûder mhd. luoder, b$e^{o}u^{i}$sem mhd. buosem etc.

5. Schwankend zwischen Kürze und Halblänge: fuss Fuss, gruss Gruss, šluk mhd. sluoc, wusch mhd. wuosch.

§ 36. Dem Diphthong uo entsprechend zeigt dessen Umlaut, mhd. üe, fast dieselben Quantitätsverhältnisse; wenn die Verkürzung hier aber stellenweise noch weiter geht als bei uo, so liegt die Ursache darin, dass unsre Organstellung überhaupt eines grösseren Exspirationsdruckes bedarf, um die Vocale der I-Reihe hervorzubringen. So ist die Quantität des u = uo vor tonloser Spirans s schwankend, die des i = ie oder üe dagegen immer kurz.

1. — i — Kurz vor ch, ff, tt, ss, st: sicha mhd. suochen (umgel.), bichla, tichla, hiffla v. mhd. huof Huf, rifft, vrhitta, hitt mhd. hüete, fittęrn, britta, siss, grissa, fiss, bissa, mist, wisst mhd. wüeste, blimla.

2. — î — Im Auslaute und vor r bleibt die Länge: kî mhd. küeje, frî mhd. früeje, rîrn mhd. rüeren, fîr, špîrn, šnîrla.

3. Schwankend besonders vor n: hînęr — hinnęr mhd. huener, blîn — blinn mhd. blüejen, glîn — glinn mhd. glüejen, grîn — grinn mhd. grüene.

4. — $e^{o}i$ — Vor Media (w) und l tritt meist Diphthongierung in $e^{o}i$ ein: me^{o}id mhd. müede, me^{o}il Mühle, gre^{o}iwla Grübchen, ke^{o}il, šte^{o}ilichla (neben štilichla mhd. stüellin).

5. — e^{i} — Die städtische Mundart hat statt des kurzen i regellos auch e^{i}: me^{i}st, Be^{i}chęr, gre^{i}ssa etc.

Resultate.

§ 37. Der spontane Lautwandel. Ueberblicken wir die etymologischen Verhältnisse unsrer Mundart, so ergeben sich, mit Ausschluss der grösseren oder geringeren Vocalreductionen, des einen Nasalierungsfalles (§ 7) und der mannigfaltigen rein individuellen Nuancierungen, 49 verschiedene Vocallaute, welche mit meist fester Gesetzmässigkeit den alten Vocalismus vertreten.

Schon äusserlich zeigt die Uebersicht, dass die Veränderungen in der I-Reihe weit durchgreifender und mannigfaltiger sind als in der U-Reihe. Je weiter das Articulationsgebiet eines Lautes von der allgemeinen Ruhelage der Organe entfernt ist, desto grösseren Verschiebungen ist derselbe unterworfen; aus diesem Grunde haben wir auch mit î begonnen und sind in der Vocallinie zu û fortgeschritten.

Der spontane Lautwandel vollzieht sich nun im Allgemeinen in der Weise, dass, von i angefangen, jeder Vocal der Mundart dem alten gegenüber um eine Stufe weiter gegen das äusserste u gerückt

Digitized by Google

erscheint, während dieses wieder seinen Weg zur I-Reihe nimmt oder: der alte Vocal geht in der Mundart in den mit nächst tieferem Eigentone über. Typisch sind also: für i:e, für ë:a, für a:o², für o:o¹u, für u:ü⁰, o¹. In diesem Fliessen tritt nun aber bei o eine Stauung ein, da der Uebergang von o zu reinem u nur combinatorisch stattfindet (r), während alte u zu o¹ zurückkehren; eine Erscheinung, die ebenfalls mit der allgemeinen Organstellung zusammenhängt. (Vgl. Scherer pag. 33 ff.)

Die Diphthongierungen finden in umfassender Weise statt. Historisch betrachtet müssen wir drei Gunierungen unterscheiden:

a) Die altdeutsche (ai, au): Die erste Componente ist durch die Wirkung des Accentes in beiden Fällen zu A gelangt, aber in der I-Reihe hat derselbe wieder stärker gewaltet, indem dort die erste Componente regelmässig lang ward (âe¹).

b) Die mitteldeutsche (î, û) zeigt in ihren ersten Componenten in beiden Fällen e²:e²i, e²u².

c) Die neudeutsche. Sie ist wesentlich begründet in dem Abfall der Affixsilben und der infolge desselben überhand nehmenden Dehnung des Wurzelvocales. Wie die Mundart zeigt, ist sie nicht immer aus der Länge hervorgegangen; im Gegentheile hat sich oft an der Kürze und Halblänge zuerst der Circumflex eingestellt, welcher dann zum rationalen Diphthong und endlich zum langen Monophthong führte. Daher reicht sie, wie auch die Denkmäler bezeugen, wenigstens innerhalb der Volkssprache, bis ins Mittelalter zurück, ist aber besonders heute in starker Entwickelung begriffen. Sie beginnt allgemein mit dem centralen e⁰, jenem Vocal also mit dem, wie schon § 8 bemerkt wurde, die geringste Muskelempfindung verbunden ist, wie es ja auch historisch bezeugt ist, dass der Gunierungsvocal so lange schwach erklingt, so lange noch der Accent im Sprachbewusstsein auf dem Grundvocale liegt.

Durch Tonentziehung streben auch heute die Vocale nach dem centralen e⁰ oder a⁰, ob nun die Accentschwäche im Satz- oder im Worttone ihre Ursache hat: so stehen in der Mundart neuhochdeutschen Längen, ja selbst Diphthongen jene e⁰ gegenüber.

§ 38. Der combinatorische Lautwandel. Die Consonantenumgebung fördert oder hemmt nun jenen spontanen Lautwandel in der verschiedensten, im Einzelnen an betreffender Stelle erwähnten Weise. Nur das Wichtigste sei hier hervorgehoben: Die physiologische Affinität der Dentallaute mit I vermag dessen Uebergang zu E zwar nicht aufzuhalten, bewirkt aber überall einen höheren Eigenton desselben, oder die Constituirung eines flüchtigen i nach u; — ch und k halten den organisch verwandten A-Laut fest; die Lautverbindung n + Verschluss bringt bei rascherem Redetempo eine neuere Erhöhung des aschl. e zu i hervor, hemmt den Uebergang des a zu o² und fördert den Eintritt des U in die I-Reihe.

Den durchgreifendsten Einfluss auf den Vocalismus übt r aus. Charakteristisch ist zunächst, dass r den vorhergehenden Vocal entweder zur äussersten Constrictur oder hart an die Apertur treibt; die Lautverbindungen e¹r, e⁰r, o¹r existieren sonach gar nicht. Während r in der I-Reihe den spontanen Lautwandel mit einer einzigen localen Ausnahme hemmt, bewirkt es in der U-Reihe gerade die weiteste Verschiebung, so dass sogar â vor r zu û und ü̂⁰ wird.

Digitized by Google

Wenn Weinhold über den schlesischen Vocalismus das harte Urtheil fällen konnte, dass die Qualität der Vocale Verwirrung zeige, dass die Vocalgeschlechter durcheinander gemischt seien, als wären es mechanische Gebilde ohne geistige Begründung und geschichtliches Leben (Dialektf. pag. 88), so gilt dies offenbar nicht von allen ursprünglich einheitlichen schlesischen Sprachgebieten. Die von mir durchforschten 13 Ortschaften zeigen allerdings für einen einzigen historischen Laut eine oft erdrückende Mannigfaltigkeit vocalischer Nuancen, so dass es kaum möglich scheint, dieselben durch die Schrift zu bemeistern. Durch stete Vergleichung derselben in den Nachbardörfern gelingt es aber bald, den lautlichen Zusammenhang zwischen Modificationen und typischen Klängen zu erfassen und die organische Entwickelungsreihe aufzustellen. So wurde als Typus für den Umlaut von ou: ô²i aufgeführt (§ 32), der in den meisten Ortschaften des Flachlandes herrscht (St.: das hellere âi): in K. A. o̱ôi und hieraus ûi (B. im Gebirge). In den Nachbardörfern von Bistrai: Ohlisch, Nickelsdorf hört man aber zwischen o̱ôi und ûi noch verschiedene Modificationen; bald tritt der Accent stärker auf u, so dass u und o gleichwertig werden, bald schwindet o beinahe ganz wie in B. Diese Ortschaften zeigen also durch ihren Tonwechsel den organischen Zusammenhang zwischen ûi und o̱ô²i; ebenso wechselt AB. o̱ô²i mit ô²i und beurkundet hiedurch deren Zusammengehörigkeit, so dass wir also mit Vernachlässigung jener Uebergänge die Reihe: ô²i, o̱ô²i, ûi aufstellen konnten.

Allerdings aber haben wir auch in unseren Dörfern binnen wenigen Jahrzehnten die sprachliche Verwirrung zu gewärtigen, denn der Aufschwung unsrer Schulen und der überhand nehmende Einfluss der Städte eröffnet nicht nur von aussen her dem schrittweisen Eindringen der nhd. Schriftsprache einen ergiebigen Boden, — unter diesen culturellen Einflüssen befreit sich das Volk auch von innen heraus von dem Naturzwang, durch den seine Sprache bisher determiniert war, und an die Stelle organisch entwickelter, auf physiologischer Gesetzmässigkeit beruhender Laute tritt eine Fülle sprachlicher Erscheinungen, die sich mit scheinbarer Freiheit und Willkür ihrer gemeinsamen geschichtlichen Grundlage immer mehr entrücken.

Digitized by Google

Digitized by Google

G. Waniek, Zum Vocalismus der schlesischen Mundart. Ein Beitrag zur deutschen Dialektforschung. Bielitz, Fröhlich in Comm., 1880. 52 S. gr. 8°. M. 1,40. 744

Herr Waniek, mit feinem Gehör und gründlichen lautphysiologischen Kenntnissen ausgerüstet, hat es versucht, für ein beschränktes geographisches Gebiet Licht in das dunkle Gewirr des schlesischen Vocalismus zu bringen. Der behandelte Sprachbezirk, die engere Heimat des Verf., ist der östlichste Teil von österreichisch Schlesien und der westlichste von Galizien, eine deutsche Sprachinsel, im Westen und Norden von der Weichsel, im Osten von der Sola,

im Süden von den Beskiden begrenzt, mit den Centralpunkten Bielitz und Biala. Der Dialekt dieser beiden Städte und der angrenzenden Dörfer wird als „städtische" von der „dörfischen" Mundart der in der Peripherie belegenen Ortschaften unterschieden. Zu dem mit letzteren gemeinsamen Lautstande haben sich in der städtischen Mundart zwei jüngere sprachliche Elemente gesellt; das eine beruht auf Einwirkung der Schriftsprache, das andere führt W. auf einen 1652 stattgefundenen Zuzug evangelischer und calvinischer Familien aus Schlesien, specieller, wie sich aus den Vocalverhältnissen ergibt, aus der Grafschaft Glatz zurück. Auch die schwierigere Frage nach dem Ursprung jener älteren Colonieschicht, welche die sprachliche Grundlage des Gesammtgebietes bildete, wird vermittelst sprachlicher Analyse mit hoher Wahrscheinlichkeit beantwortet.

Nicht jener sog. flandrischen Colonisation des 12. Jhs., welche unter anderem die sächsischen Niederlassungen in der Zips und in Siebenbürgen mit sich führte, sondern einer massenhafteren Besiedelung, die sich etwa um 100 Jahre später von Mitteldeutschland her vollzog, verdankt die deutsche Colonie ihr Dasein. Mittelfränkische Lauteigentümlichkeiten sind unverkennbar, doch haben sich dieselben der allgemeinen schlesischen Mundart assimiliert, darum ist an directe Einwanderung vom Rhein her nicht zu denken. Dies die Ergebnisse des 1. Kapitels. Im 2. und 3. wird der allgemeine Articulationscharakter und der lautphysiologische Charakter des mundartlichen Vocalismus untersucht. Eine Reihe höchst feiner Beobachtungen, über die Vermittelungsvocale, über die Natur der Diphthongen u. s. w. sind von allgemeinerem sprachwissenschaftlichen Interese. Das 4. Kap. stellt das etymologische Verhältnis der Mundart knapp und im großen und ganzen gewis richtig dar. Kleine Inconsequenzen und Unrichtigkeiten, die zum Teil wol nur dem Corrector zur Last fallen, wird der Leser leicht selber berichtigen. Es verdient noch besondere Anerkennung, dass Herr W. sich bei der graphischen Darstellung seiner Mundart im wesentlichen den Wegnerschen Thesen angeschlossen hat.

Breslau. Franz Lichtenstein.

Digitized by Google

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C005507521

Digitized by Google